



Inhalt: Am Opferstein. (Illustration von E. Puttaert.) — Der älteste Hauptmann. Novelle von Ernst Wichert. — Eine Frau Doctorin in ihrem eigenen Recht. Von George Hesel. — Das Märchen vom Segelschiff. Von Rosenthal-Bonin (mit Illustration von G. Venus). — Polnische Landpost. (Illustration von Ernestine Friedrichsen, mit Text von Ludwig Bietsch.) — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe. Novelle von Louise Mühlbach. (Schluß.) — Zur Bevölkerungsstatistik des Erdballs. — Das Armband (mit Abbildungen). — Räthsel. — Nebus. — Auflösung des Nebus Seite 328. — Correspondenz.

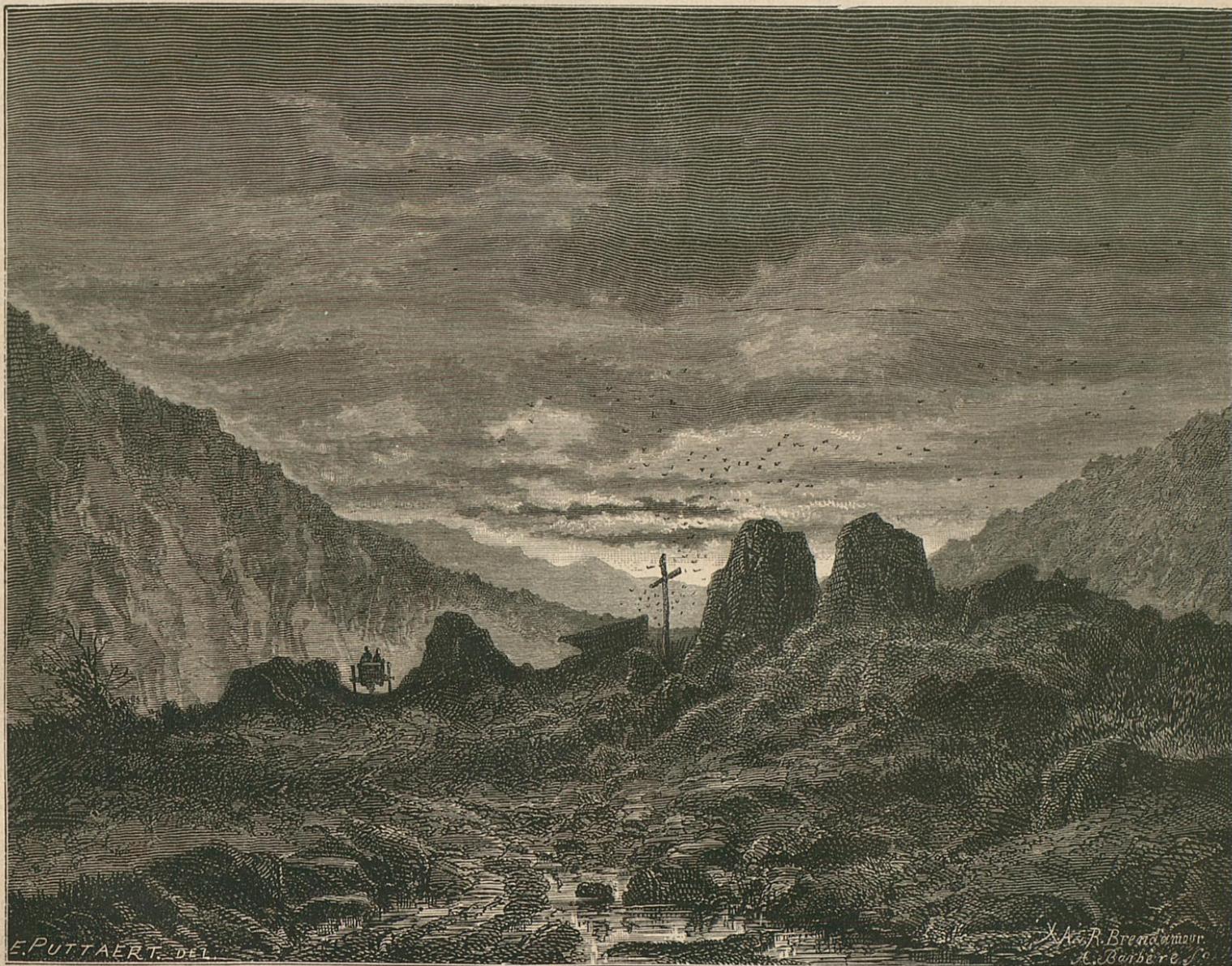
Am Opferstein.

Zum Bilde von Puttaert.

Es ist eine unheimliche und verrufene Stelle jene dort auf dem öden Felsplateau bei den fünf Steinen. An dem Wagen, der den holprigen Weg an ihnen vorüber muß, scheuen und schauern ängstlich die Pferde; und der Bauer im zweirädrigen Karren bekreuzt sich und peitscht auf die Thiere los, daß sie rasch daran vorbei und bergab ins Thal jagen, wo die Straße wieder zu Menschenwohnungen führt. Sind alle diese fünf Steine dort von Anbeginn von der Natur aufgerichtet gewesen? Oder sind sie von Menschenhand gethürmt in uralter Zeit? Der mittlere scheint unzweifelhaft wenigstens von solcher mit rohem Werkzeug behauen. Vielleicht ein Opferaltar, der in grauer Vergangenheit blutigem Werk gedient hat. Für ein solches war der ganze wüste Ort vorzüglich gewählt. Und es ist, als ob der Geruch des vergossenen Blutes um die Stätte geblieben wäre die Jahrhunderte hindurch. Die alten Geschlechter sind untergegangen, und kein Lied, kein Heldenbuch meldet von den Gebräuchen und Thaten, welchem diese Stelle zum Schauplatz gedient hat. Aber wo die positive Ueberlieferung schweigt, nimmt die ahnende

„Blutstein“ wird zum „Schwebenstein“; aber der alte Fluch solcher Stellen verliert durch diese verhältnismäßige Modernisirung Nichts von der schicksalvollen Kraft, und — der Glauben an dieselbe Nichts von seiner Stärke. Und wie die alten Drakel und die modernen Zigeunerpropheteien, während sie zu warnen schienen, gerade erst die eigene Erfüllung herbeiführten und das verkündete Geschick auf das Haupt dessen herabbeschworen, dem sie galten, so scheint wohl in solchen Stätten, um welche der

„Stimmungen“ hat, als die, welche wir selbst, unser eigenes subjectives Empfinden, in sie hineinlegen; daß sie so gleichgiltig gegen unsere Lust und unsere Trauer, gegen unseren Schmerz und unsere Freude ist, wie jene „Nachtgespenster mit langen Gesichtern“, die „vorüberzogen, ob ich weise oder thöricht, gänzlich unbekümmert“. Unsere Landschaftsmalerei ist frei geworden von jener noch in den zwanziger Jahren sehr beliebten Manier, welche der Maler „eigenen Geist“ aus Fels- und Waldbeinsamkeit, aus



Am Opferstein. Zeichnung von E. Puttaert.

Volksseele ihr Werk auf, und die Phantasie spinnt das Gewebe der Sage und Legende aus den Fäden, welche ihr die Natur selbst bietet. Mit den Zeiten, den geschichtlichen Perioden und Daten schaltet sie fessellos nach freiem Belieben. In manchen Gegenden Deutschlands reicht das dumpfe Gedächtniß dieser Volksseele kaum weiter zurück, als bis zu dem großen verderblichen Riß, den der dreißigjährige Krieg durch Deutschlands Leben und Geschichte macht. Was vor demselben liegt, ist in der Erinnerung des Volks verunkelt; keine Brücke führt mehr hinüber vom Diesseits zu jener Vergangenheit. So sind denn an vielen Orten des Vaterlandes die geretteten Sagen von uralter Bluthat und Schuld, welche sich an bestimmte Stellen der Landschaft knüpfen, gleichsam ihres ursprünglichen Costüms entkleidet worden, und die im zehntausend Jahre zurückliegenden Morgengrauen der heidnisch-germanischen oder slavischen Welt wurzelten, in unheimliche Geschichten aus der schrecklichen „Schwebenzeit“ gewandelt. In solcher Gestalt leben sie fort von Geschlecht zu Geschlecht. Der alte

Volks glaube jenen Fluch schweben läßt, eine unerklärliche dämonische Anziehungskraft für Schuld und Verbrechen zu liegen, daß sie von Zeit zu Zeit wieder an demselben von den Unthaten der Vergangenheit besetzten Ort begangen werden. Willibald Alexis und Franz Ziegler haben diese Erfahrung in erzählenden Dichtungen mit nicht geringer Wirkung zu nutzen verstanden, und damit nichts willkürlich Erfundenes, sondern eine unzählig oft beobachtete Thatsache mit der ganzen ergreifenden Kraft ihrer dichterischen Kunst gemalt. Zeigt nicht schon das hohe Kreuz jener Art, wie es besonders in polnisch-slavischen Gegenden weithin sichtbar die Grabstätten bezeichnet, daß auch diese alten Blutsteine noch einmal in jüngerer Vergangenheit wieder das Grauenhafte gesehen haben und vom Blut eines Opfers bespritzt wurden, das hier von der Hand des Mörders fiel, daß man den neuen Schrecken dem uralten, ihn verdoppelnd, hinzufügte? Wir modernen Menschen wissen es längst, daß die landschaftliche Natur keine andern weder düstern noch heitern poeti-

Belichtung und Luftstimmung zu reflectiren liebt. Die Natur soll in unseren Landschaftsbildern ihre eigene Sprache reden; des Malers höchster Ehrgeiz geht dahin, diese zu verstehen, zu erkennen und sie aus seinem Bilde eindringlich auf den Beschauer wirken zu lassen. So ist denn auch Puttaert's Bild, dessen Anschauung unser Holzschnitt vermittelt, nicht etwa eine dämonische Landschaft im Sinne der Romantiker, welche den Naturformen und Luftströmungen den Dämonismus der Seele des Künstlers einhauchen zu müssen meinten, wie es etwa einer der genialsten jener Schule, Carl Blocher, in seiner „Wahnsinnslandschaft“ gethan, sondern nur das gewisse Bodenformationen und Beleuchtungseffekten eingeborne, ur-eigene, unheimliche Grauen, das des Menschen Phantasie und Herz dann mit doppelter Gewalt erfaßt, wenn sich mit ihm dasjenige verbindet, welches die an den Ort geknüpften düstere Sage erzeugte — nur das will diese Landschaft aus dem Bilde der treu wiedergegebenen Natur entbinden; und selbst an diesem Holzschnitt wird man erkennen, in welchem Grad dem Maler das gelungen ist.

Der älteste Hauptmann.
Novelle von Ernst Wichert.

Der Rittmeister Casar Neumann gehörte zu den Persönlichkeiten, über welche eine Zeit lang vor einer Reihe von Jahren, zwar nicht „in der Welt“ oder „in der Gesellschaft“, vielleicht nicht einmal „in der Stadt“, aber doch in seinem Regiment und in gewissen befreundeten Familien viel gesprochen wurde.

L. P.

Damit wäre durchaus noch nicht gesagt, daß ihm etwas ganz Ungewöhnliches passirte, das über seine Umgebung hinaus die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf ihn ziehen mußte. In derselben Weise pflegt in dem Leben sehr vieler Menschen irgend einmal eine Zeit einzutreten, in der über sie „viel gesprochen“ wird, weil Ereignisse, die an sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge häufig und selbst mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten pflegen, nun gerade auf sie Anwendung finden. Das junge Mädchen, dessen Verlobungsanzeige das Localblatt bringt, der Kaufmann, der ein neues Geschäft etablirt und seine Karte herumschickt, der Beamte, dessen Verlegung auf einen höheren Posten publicirt wird, der Commerzienrath, der einen Orden erhält, der Wittwer, der in schon vorgeschrittenen Jahren zum zweiten Mal heirathet, der glückliche Vater, der mit gerechtem Stolz den ersten „gesundern Jungen“ notificirt — sie alle machen eine Weise von sich sprechen, bis neuer Unterhaltungsstoff den alten verdrängt; sie alle sind irgend einmal, wär's auch nur einen Moment und einem engen Kreise von Angehörigen, Freunden und Bekannten „interessant“. Zum Glück für die bürgerliche Ordnung im Staat hat „eine Geschichte“ selten einer von ihnen, was man so eine Geschichte nennt, und auch dem Rittmeister Cäsar Neumann konnte man so etwas durchaus nicht nachsagen. Was ihm innerhalb des Gewöhnlichen Außerordentliches passirte, kann wirklich gar nicht darauf Anspruch machen, „eine Geschichte“ zu sein, und ihm selbst wär's sicher am liebsten gewesen, wenn keine Menschenseele davon erfahren hätte. So gut ist es ihm nun freilich nicht geworden, wie der Leser merkt.

Ob an ihm noch irgend etwas merkwürdig war, als sein Name? Sein Name allerdings, aber dafür konnte er nichts, weder daß der Stammvater seines dunkeln Geschlechts ein Neumann neben vielen anderen Neumannern gewesen war, und daß die ganze unbekannte Zahl von Ahnen aus dem kleinen Handwerker-, Bürger- oder Beamtenstande an dieser ersten, so wenig charakteristischen Benennung festgehalten hatte, noch auch, daß sein Vater ihn Cäsar hatte taufen lassen, und daß nun der ungewöhnlichste Vorname und der allgewöhnlichste Zuname dicht und untrennlich nebeneinander standen und recht geflissentlich nebeneinander genannt wurden. Das hatte sein Vater denn auch beabsichtigt.

Seinem Vater war es nämlich zuerst aus der Familie gelungen, sich in eine höhere Gesellschaftsclasse hinaufzuarbeiten. Er war Landwirth gewesen, hatte in sehr trüber Zeit mit geringen Mitteln den Pacht einer königlichen Domaine übernommen, dann eine gute Heirath gemacht und sich bei günstigeren Verhältnissen zu einem recht wohlhabenden Manne „ausgebildet“, dem der Titel Amtsrath nicht entgegen konnte. Daß er nun einen jüngeren Bruder studiren ließ und in seiner dornenvollen Beamtenlaufbahn reichlich unterstützte, rechnete er selbst sich nur als eine Pflicht an, die er dem Andenken seines Vaters schuldet. Aber darin erschöpfte sich sein Ehrgeiz keineswegs. Als ihm nach einer Tochter, die mehrere Jahre lang der einzige Sproß seiner Ehe bleiben zu wollen schien, zu seiner größten Freude ein Sohn geboren wurde, glaubte er in ihm alle seine stolzen Lebenshoffnungen verkörpert zu sehen. Etwas ganz Außerordentliches, in der Familie noch gar nicht Dagewesenes mußte aus ihm werden, und um darüber von Anfang an keinen Zweifel aufkommen zu lassen, hielt er es für nöthig, den Jungen schon äußerlich so zu kennzeichnen, daß er in dem großen Geschlecht der Neumannen vor jeder Verwechslung sicher wäre. Er taufte ihn Cäsar.

Ob nun sein Namensvetter, der große Kriegsheld Cäsar, daran Schuld hatte, oder ob der alte Amtsrath auch in dieser Hinsicht absichtlich von den Familientraditionen abweichen wollte, er bestimmte seinen Sohn schon früh zum Soldaten, und das zu einer Zeit, wo noch weit mehr als jetzt nach allgemeiner Anschauung der Officierstand als eine Pflanzschule des jüngeren Adels galt und von den Bürgerlichen wenig beunruhigt wurde. Cäsar sollte nun einmal „die Familie zu Ehren bringen“, und das hübsche Vermögen, das der Papa auf seiner Domaine sammelte, schien keine bessere Verwendung finden zu können, als dem Sohn zur Ausstattung für seinen Beruf zu dienen und dessen Stellung in jenem exklusiven Stande zu befestigen. In der Nachbarschaft machte sich, vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Meinung geltend, daß Elvira, des Amtsraths Tochter, nur deshalb unverheirathet blieb, weil ihr Vater aus Furcht, das Vermögen zu zerplittern, durch die bari sche Redensart, sein Schwiegerohn habe von ihm bei Lebzeiten nichts zu erwarten und möge sehen, wie er mit sich fertig werde, die Freier verschlechte. Als sie die Mitte der Zwanziger überschritten hatte, galt es in und außer dem Hause für eine ausgemachte Sache, daß sie eine alte Jungfer zu werden bestimmt sei, und sie selbst glaubte bald fest daran, daß sich ihre ganze Lebensaufgabe darin concentrierte, dem viel jüngeren Bruder, dem Stolz der Eltern, nach Kräften dienlich zu sein. Daß sie ihn „schwärmerisch liebe“, war eine Versicherung, die man durch tausend Beweise ihrer zärtlichsten Zuneigung bestätigt fand und zuletzt kaum noch belächelte.

Ob nun freilich Cäsar seinem berühmten Taufheiligen, wenn man einen Heiden so nennen darf, in Kriegsrühm nachzueifern beflissen sein und auch mit dem Namen etwas von seinem Glück geerbt haben würde, war eine andere Frage — eine Frage, um die man sich zu seinen Gunsten oder Ungunsten, darüber stand die Entscheidung des Schicksals noch offen, im Hause des Amtsraths wenig kümmerte. Daß der vierjährige Knabe sich zu Weihnachten über einen Kürassierhelm mit großem Rosschweif, über einen Säbel von Blech und über ein Schaufelpferd kindisch freute, galt für das sicherste Zeichen, daß er seinen Beruf begriff, und seitdem hieß er im Hause kaum anders als „der Rittmeister“, eine Bezeichnung, die den Rapphelm, den Blechsäbel und selbst das Schaufelpferd weit überdauerte. Bei Quartierierungen auf dem Gute, wie sie zur Zeit der Herbstmanöver häufig wiederkehrten, wurde er den Herren Officieren als „keiner Kamerad“ halb scherzhaft, halb ernst vorgestellt und von ihnen in Anbetracht der vortheilhaften Bepflegung, an der es der Amtsrath nie fehlen ließ, gern ein wenig höfirt. Das muntere Leben an der Tafel und im Felde konnte ihm gefallen. Damit war aber auch der Kreis seiner militärischen Beziehungen für längere Zeit abgeschlossen; seine Erziehung unterschied sich in keiner Weise von der damals auf Landgütern üblichen, und wenn man seinem Hauslehrer hätte trauen wollen, so war viel mehr Aussicht vorhanden, aus ihm einen Gelehrten, als einen Soldaten zu erziehen, was dem Papa wohl hätte Sorge machen können, wenn er nicht seiner Sache so sehr gewiß gewesen wäre.

„Es schadet gerade nichts, wenn er etwas lernt“, meinte der Alte, „wenn er's nur nicht am unrechten Ort merken läßt.“

Als sein „Rittmeister“ später nach der Stadt in Pension gegeben wurde und die große Schule besuchte, verlor er jeden Ueberblick über seine wissenschaftliche Ausbildung und hatte nur seine Freude daran, ihn in jeden neuen Ferien einen Zoll und drüber gewachsen zu finden und über seinen Kopf weg einen neuen Strich höher und höher hinauf an den Pfosten der Hausthür zeichnen zu können, über deren Schwelle er erst treten durfte, nachdem das „Rekrutenmaß“ genommen war. Als er sich über seine Schwester hinausgewachsen zeigte, gab's ein Freudenfest, und als der Zollstock sechs Zoll über fünf Fuß nachwies, hieß es: „nun ist's mit dem Jungen Zeit.“

Cäsar Neumann wurde Soldat und blieb Soldat, obgleich ihm das Waffenhandwerk wenig zusagte. Es war wenig nach Wunsch seines Vaters, daß er sich für den Artilleriedienst entschied; er hätte gern einen schmucken Kavalleristen aus ihm gemacht, aber die Schwierigkeiten, die ihm dabei selbst von denen in den Weg gelegt wurden, auf deren frühere Freundschaftsbezeugungen er größten Werth gelegt hatte, verstimmt ihn selbst zuletzt so sehr gegen die „Herren Von, die Keinen zulassen wollten, der nicht Baron oder eines Millionärs Sohn,“ daß er nachgab. Die Abweisung wäre noch zu verschmerzen gewesen — auch der Vater hat seinen Stolz — aber was er nebenher als „freundschaftliche Aufrichtigkeit“ hören und einstecken mußte: daß sein Cäsar gar keine militärische Haltung habe und sich augenscheinlich zum Schullehrer besser qualificirte, als zum Soldaten — das verdroß ihn aufs äußerste. Es hätte ja mit seinen Zukunftsplänen, die gerade so alt waren, als Cäsar selbst, schlimm ausgesehen, wenn die Herren Recht gehabt hätten. Sie durften nicht Recht haben.

Es war seit diesen Verdrüßlichkeiten, die sich in allerhand Formen noch lange fortsetzten, mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, viel mehr. Die Frau Amtsräthin war inzwischen gestorben und begraben unter der großen Linde, in deren Schatten sie so gern gesessen hatte; der Herr Amtsrath hatte die Domainenpacht aufgegeben und war als Particulier nach der Stadt gezogen, um „auf die letzten Tage“ seinen Sohn recht zu genießen, der zu seiner Freude wirklich Artillerie-Officier geworden war. Er erlebte noch den großen Tag, an dem Cäsar zum Premier avancirte und den Stern in die Epaulettes erhielt, nach dem er selbst sehnsüchtiger ausgesehen hatte, als der freilich nicht mehr junge Lieutenant; und dann gab er allen Kameraden ein splendides Festmahl, hielt eine Rede voll militärischen Patriotismus, übernahm sich beim Bescheidtrinken, was ihm bisher in seinem ganzen Leben nicht passirt war, erkrankte und stand nicht mehr vom Bette auf. Cäsar drückte dem fast Siebenzjährigen die Augen zu, und Elvira betheuerte am Sarge des Vaters, daß sie den Bruder nie verlassen wolle.

Sie hatte Wort gehalten, und vielleicht war gerade ihre zärtliche Anhänglichkeit der Grund gewesen, weshalb auch Cäsar kaum im Ernst daran gedacht hatte, sich zu verheirathen. Die alte Jungfer und der alte Junggeißel paßten gut zu einander — bildeten es sich wenigstens so ein — und ein recht alter Junggeißel, über die Fünzig hinaus, war Cäsar nun schon, nachdem er vor mehreren Jahren glücklich „in der Reihe“ zum Hauptmann erster Classe vorgezogen, und die Stirn wurde an den Schläfen hinauf bemerkenswerth hoch und das Haar oben auf dem Scheitel bedenklich dünn.

Aber „Rittmeister“ war er nun wirklich doch geworden. Das war allerdings nicht die officielle Benennung seiner Charge; aber es war damals, wie vielleicht noch jetzt, Sitte, daß Hauptleute der Artillerie, die Schlepplabel und Sporen trugen und vor bespanntem Geschütz ihren Dienst zu Pferde verrichteten, von den Untergebenen mit dem schmeichelfaften „Herr Rittmeister“ angeredet zu werden pflegten und sich's gefallen ließen. Und Cäsar Neumann trug Schlepplabel und Sporen und saß zu Pferde, wenn seine Batterie ausrückte. Für einen Rittmeister in des Wortes verwegener Bedeutung hätte ihn freilich nicht leicht Jemand gehalten.

Die Wahrheit zu sagen: es konnte kaum einen Menschen die Uniform weniger gut kleiden, als ihn. Er hatte nun einmal durchaus nicht die Figur zu einem Soldaten, wie wir ihn heute in jeder Waffengattung zu sehen gewohnt sind, nicht den Gang, nicht die Haltung eines Soldaten. Vielleicht erinnert sich noch einer der älteren Leser aus seiner Dienstzeit jenes jetzt längst ausgestorbenen Geschlechts von Artillerie-Hauptleuten, die sich schon damals etwas wunderlich von ihren jüngeren Kameraden und strebsamen Vorgesetzten abzeichneten, als gehörten sie gar nicht in die neue „stramme“ Zeit hinein. Das war's! Dieses charakteristische Merkmal des Berufssoldaten ging ihnen ganz ab: nichts an ihnen war „stramm“, und sie setzten etwas dazwischen, so wenig als möglich parademäßig zu erscheinen. Die großen bequemen rothledernen Stiefeln schienen von den Füßen fallen zu wollen, die weiten Beinkleider schlotterten lose um die langen Beine, der Rock hing über den Schultern wie über einem Kleiderstock oder über dem Querholz einer Vogelscheuche, der weite Kragen war selten bis zum Kinn hinauf geschlossen, und der Helm saß meist schief und im Genick, als ob er hinten überfallen wollte; die Handschuhe waren für zwei Hände weit genug, und der Säbel baumelte in ängstlicher Weise um die Beine herum, oft genug mit den abgetragenen Sporen carambolirend. Es waren sehr tüchtige Leute darunter, Leute, die ihr Lehrbuch im Kopfe hatten und alle Sorten von Geschützen bis auf die berühmte faule Grotte hinunter nach ihrer Construction genau kannten und die complicirteste Flugbahn zu berechnen verstanden, Leute, die wahrscheinlich auch im Felde ihre Schuldigkeit gethan hätten, wenn sie da erprobt worden wären — aber wahre Schreckgestalten für den Regimentscommandeur, der eine Linie parademäßig einzurichten oder eine Abtheilung vorzuexerciren hatte. Und wie erst, wenn sie zu Pferde saßen!

Zu diesen „Ausgestorbenen“, das ist gar nicht zu leugnen, gehörte auch der Rittmeister Cäsar Neumann, so wenig er selbst davon wissen mochte. Zu der geschilderten Figur hatte er Modell gefressen haben können. Arme und Beine schienen zu lang und dünn gerathen zu sein für den kurzen Oberkörper, an dem der Rock sich vergeblich bemühte eine Taille zu finden, und die Schultern hatten sich aus langer Gewohnheit nach dem Brustkasten hin gekrümmt, so daß die Epaulettes in einer stark geneigten Ebene nach vorn überflüppeln zu wollen oder wie an den Achselknopf aufgehängt schienen. Dazu trug er — damals war's noch gestattet — eine Brille, was namentlich dem behelmten Kopf durch den Contrast des Martialischen und Schreibermäßigen ein wunderliches Aussehen gab. Wie kam der Mann in die Uniform? mußte man sich unwillkürlich fragen.

Fehlte ihm somit jede soldatische Repräsentation, so galt er doch allgemein als der kundigste Artillerie-Officier. Man wußte,

daß er ein ausgezeichnete Mathematiker sei und diese Wissenschaft nicht nur zur Erweiterung seines Fachstudiums anzuwenden, sondern auch selbständig zu betreiben wisse und von Zeit zu Zeit Arbeiten veröffentlichte, die sich der Anerkennung der Gelehrten erfreuen durften. Nebenbei beschäftigte er sich viel mit Astronomie, aber auch mit Chemie und den Naturwissenschaften im Allgemeinen. Oft fand ihn die Ordomanz in seinem Laboratorium, wenn Rapport abzufassen war, und seine Bibliothek galt für besser, als die des Collegienhauses, in welchem der Unterricht erteilt wurde. Seine Wohlhabenheit und andererseits seine Bedürfnislosigkeit in allen gewöhnlichen Lebensverhältnissen gestatteten ihm in Anschaffungen solcher Art einen fast verschwenderischen Luxus. Diese Neigung zur Gelehrsamkeit mit ihren sehr achtbaren Resultaten hatte nach oben hin nicht unmerklich bleiben können. Man hatte ihm im praktischen Dienst gern Manches nachgesehen und für ihn eine passendere Verwendung beim Unterrichte erst der Mannschaften, dann der jüngeren Officiere gesucht. Zuletzt war er viele Jahre lang Lehrer an einer höheren Militärbildungsanstalt gewesen und hatte sich aufs Beste bewährt. Dabei war er als der liebenswürdigste Kamerad und als ein Muster von Gutmüthigkeit und Gefälligkeit bekannt. Harmlos wie ein Kind, mittheilbar, offen, human durch und durch, ebenso bereit ein ernstes Gespräch zu führen, als sich einen Scherz gefallen zu lassen, sorgsam in der Erfüllung seiner Pflichten ohne jede Pedanterie, theilnehmend und hilfsreich, war er ebenso von Vorgesetzten als von Untergebenen, von Genossen und Schülern geachtet und geliebt. Er hätte bis an sein Lebensende so fortwirken können, ohne etwas zu vermissen oder vermissen zu lassen.

Seit einem halben Jahre etwa hatte sich das Alles geändert. Cäsar Neumann war wie umgewandelt. Ganz unvermuthet hatte er höheren Orts um seine Abberufung von dem Lehrposten der Militärschule und um seine Einstellung in den praktischen Dienst des Regiments gebeten. Es war nicht angänglich gewesen, einem so verdienten Militär diesen Wunsch abzuschlagen, und so sah er sich denn bald an der Spitze einer Batterie und wurde, wie gesagt, Herr Rittmeister titulirt. Dieser Wechsel in seiner äußeren Stellung bedingte, das wurde schon nach einigen Tagen klar, eine totale Aenderung seiner Lebensweise. Es war nun nicht mehr daran zu denken, daß er sich stundenlang ungestört seinen Studien hingeben dürfte; auf dem Exercirplatz, in den Stallungen und in den Wagenhäusern war seine Anwesenheit zu den verschiedensten Zeiten des Tages nöthig. Da waren alte Kleider zu besichtigen, Stiefelsohlen auszuthun, Reparaturen zu revidiren, Räder und Tornister anzupassen, gepuzte Knöpfe und Fachzinnenmesser in Augenschein zu nehmen, Pferde vorführen zu lassen, tausenderlei Rapporte nach Formular x oder y abzufassen. Der Kleindienst, den er früher so lässig betrieben hatte, und der ihm nun viele Jahre lang gänzlich ungewohnt geworden war, sollte jetzt sein eigentliches Lebenselement sein. Dabei gab es Nergerniß vom Morgen bis zum Abend und für alle Bemühungen nicht einmal Dank. Sein vorgelegter Major, der richtige Parademann, fand sein Vorurtheil, daß ein Gelehrter und Federfuchser zum praktischen Soldaten nicht taugt, bald genug bestätigt und gab sein Mißfallen über jede Unordnung und Unregelmäßigkeit aufs verkehndste zu erkennen. Die Tage, an denen die Batterie Abtheilungsdienst hatte, gehörten zu den qualvollsten des armen Rittmeisters, der fast nach jedem Commando mit dem bekannten: „die Herren Officiere!“ herangerufen und dort abgefanzelt wurde. Da trat bei der Richtung ein Wagenrad um mindestens einen Zoll aus der Linie, da war die Distanz zwischen den Geschützen zu groß oder zu klein, da wurde die Bewegung zu langsam oder zu hastig ausgeführt und was es sonst — natürlich stets wohlbegründet — zu tabeln gab; aber auch wenn ein Kanonier seinen Helm verlor, oder ein Pferd über die Stränge trat, oder ein Probkasten aufsprang, rasselte das Donnerwetter auf den Hauptmann nieder, der „eine verfluchte Zucht“ in seiner Batterie einreißeln lasse. Nicht weniger unzufrieden zeigte sich der Oberst, dem die Brillen im Regiment verhaßt waren. „Da ist wieder ein Hüherbinder drunter“, war sein stehendes Scheltwort, wenn eine Bewegung mißglückte, und Cäsar Neumann wußte, wer gemeint war.

Aber diese fortwährenden Ausstellungen gegen seine dienstliche Thätigkeit waren noch nicht einmal das Unselbstlichste. Bald wurde auch — allerdings unter vier Augen und im Ton freundschaftlicher Rathschläge — seine Person zum Gegenstand mißbilligender Neuzerungen gemacht. Man könne nicht erwarten, daß die Unterofficiere den Haarschnitt gehörig in Obacht nehmen würden, wenn der Batteriefeld das Haar wie ein Professor trage; über der Binde dürfe durchaus nichts Weißes sichtbar werden; der halboffene Rockragen verstoße gegen die gemessensten Vorschriften und schide sich besser für Studenten; man müsse von einem Manne, der seinen Untergebenen ein gutes Beispiel geben solle, entschieden mehr militärische Haltung verlangen; sein Commando endlich sei zu leise und nicht scharf genug, um eine präcise Ausföhrung zu ermöglichen, er dürfe doch nicht vergessen, daß er nicht auf dem Katheder und vor Schulbänken, sondern auf dem Exercirplatz und vor Geschützen stehe. Cäsar Neumann mußte zum Zeichen seiner gehorhamsten Aufmerksamkeit in jeder Minute drei Mal den Schirm seiner Mütze zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen und die böshafter Bemerkungen, die mit unterließen, in stiller Ergebenheit einstecken, um nicht zu erzürnen. Man schien ihm recht geflissentlich das Leben schwer machen zu wollen.

Er machte sich's selbst schwer durch den vergeblichen Versuch, seine hohen Vorgesetzten zu befriedigen. Nicht nur, daß er seine Bücher zuklappte, seine Instrumente bei Seite stellte, seine mathematischen Arbeiten in das tiefste Schubfach seines Schreibtisches verschloß und dafür über Exercirreglements brütete, die Mannschaften drille, in den Ställen den Hufbeschlag musterte und sich draußen die Kehle heißer schrie; er überrassete eines Tages auch seine Schwester Elvira durch eine ganz neue Equipirung, die ihn total umgestaltete. Der Bürsche hatte Mühe, ihm die Stiefel von den Füßen zu ziehen, die Beinkleider saßen so enge, daß ihm jede Kniebeugung schwer wurde, die Brust war fest in den Rock eingeknüpft, der hohe und knappe Kragen hielt das Kinn aufrecht, die steife Binde schnürte den Hals ein und rechte ihn aus den Schultern heraus; selbst die Brille war gefallen, und ein bewegliches Augenglas, dessen Handhabung die größten Schwierigkeiten verursachte, vertrat ihre Stelle. Das Haar war kurz geschoren und duftete von der Bürste des Friseurs, das glatte rasirte Kinn mit bläulichem Pulver betupft. Die alte Dame schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ob sich ein Unglück ereignet hätte, und konnte vor Staunen kein Wort hervorbringen. „Wir können mit den jungen Herren auch noch mithalten“, sagte er mit verbißnem Grimm und ließ sich erschöpft aufs Sopha fallen.

Und wofür alle diese Qualen, diese Anstrengungen, diese Demüthigungen? Das Geheimniß ist mit einem Wort zu enthüllen: Cäsar Neumann war der älteste Hauptmann im Regiment!

Der älteste Hauptmann! Nur ein Militär, der in ähnlicher Lage gewesen ist, kann ganz mitfühlen, was das heißt. Bis zum Hauptmann erster Klasse erfolgt das Avancement völlig regelrecht; die Zeit bringt den ersten und zweiten Stern, das kleine und das große Hauptmannsgehalt, man kann nicht voreilen, nicht zurückbleiben; die Vornänner werden befördert, treten ab, sterben — man rückt in ihre Stelle. Nun aber ist man selbst der älteste und — „an der Majorsecke weht ein scharfer Wind“. Wer wollte auf Beförderung verzichten, nachdem er sich so lange im Subalternendienst gequält hat? Fängt doch das Dasein erst jenseits der Grenze an recht erfreulich zu werden. Und im besten Mannesalter abtreten müssen vom Schauplatz seiner Thätigkeit, gesund und kräftig an Körper und Geist von einer Pension zehren, jede ehrgeizige Hoffnung aufgeben sollen — das ist ein schwerer Entschluß. Und darum handelt es sich, nicht nur um eine augenblickliche Zurücksetzung und Kränkung. Der älteste Hauptmann, der übergangen wird, wird damit zugleich zum Abgang genöthigt; der jüngere Offizier, der ihn überflügelt, treibt ihn zugleich fort. Und nun ist eine Vacanz in Aussicht, und Aller Augen richten sich auf den ältesten Hauptmann, der sich plötzlich ganz merkwürdig verjüngt, die verrätherischen grauen Haare auszupft, den Schnurrbart wäscht, leicht wie ein Tänzer hinschreitet und bei der Flasche Champagner und dem Würfelbecher den liebenswürdigen Leichsinn spielt. Da ist noch Jugendkraft, chevalereskes Weisen — wagen wir's! Und der große Sprung um die Majorsecke herum gelingt.

Ob aber gelingt er nicht. Hier fand Cäsar Neumann seinen Rubikon, und nicht leicht einem Andern konnte der Versuch so schwer fallen, ihn zu überschreiten, als ihm. Wunderbar, daß er bei seiner ganzen Denkweise nicht schon vor dem bloßen Gedanken an dieses Kennen zurückschreckte, zu dem er sich doch selbst so ungeeignet fühlen mußte. War ihm doch seine häusliche Beschäftigung, sein Studium, seine Lehrthätigkeit, der freundschaftliche Umgang mit gemüthlichen Kameraden bisher Alles gewesen! Und nun hatte die zufällige Aeußerung eines guten Bekannten: „Sie sind ja jetzt auch der älteste Hauptmann in Ihrem Regiment“, eine so totale Revolution hervorgebracht. Unbegreiflich! riefen seine Freunde, die ihn schon bei den Vorbereitungen zum Umzuge in tiefer Verzweiflung fanden. Unerklärlich! murmelte Eivira zehnmal täglich vor sich hin. Tollheit! sagte er sich selbst im Stillen Tausendmal. Und doch!

Jeder Charakter pflegt bei irgend einem Punkte, an irgend einer Stelle inconsequent zu sein, und dann mit derselben Hartnäckigkeit, mit der er sonst seinen Weg geradeaus verfolgt. Es hat große Philosophen gegeben, die über einer Einladung zur fürstlichen Tafel oder über einem Ordensbändchen sich selbst ganzlich in Vergessenheit kamen, dienstbefähigte Beamte, deren Seruilität über den breitesten Graben eine Brücke zu schlagen weiß, und die sich plötzlich mit allen ihren hohen und höchsten Vorgesetzten auf Leben und Tod erziehen wegen eines — Bogens Schreibpapier oder eines Federstumpfs, den sich ein Unberufener zugeeignet hat; freigebige Leute, die Hunderte und Tausende heiteren Sinnes zum Fenster hinauswerfen und sich von einem alten Noth nicht trennen können, um den ein Armer in größter Noth bittet; Geizhälse, die ein schmutziges Leben hindurch ohne Menschensehen und Gottesfurcht Schätze zusammenhäufen, um in ihrem Testament eine milde Stiftung zu errichten, die Wittwen und Waisen segnen; feige Naturen, die bei einer unerwarteten Gelegenheit einer heroischen That fähig werden, und mannhaftes Gemüthe, die reichliche Proben ihres Muthes und ihrer Festigkeit abgegeben haben und einmal einer eingebildeten Gefahr gegenüber das Herz verlieren; Demokraten von reinstem Wasser mit sehr aristokratischen Neigungen, und Böwen der exklusiven Gesellschaft, die einer hübschen Putzmakerin zu Liebe die Art an einen untadeligen Stammbaum legen. Das sind die Aberrationen der Wandelsterne von der ersten bis zur dreizehnten Größe, die über unsere Planeten hin ihre Bahnen beschreiben, und sie wären sehr komisch, wenn sie nicht oft zugleich noch ärgerlicher wären. Cäsar Neumann stand unter denselben unberechenbaren Gewalten, auch er hatte seine „Stelle, wo er sterblich war“, und sie war sehr schmerzhaft, so lächerlich auch uns, denen so etwas natürlich nicht begegnen könnte, seine Selbstquälereien erscheinen mögen. Er war ältester Hauptmann und sah keine Möglichkeit weiter zu existiren, außer wenn er Major würde.

Es wäre ganz nutzlos gewesen, mit ihm die Nothwendigkeit dieser Eventualität zu discutiren. Er, der klarste Kopf, das zugänglichste Gemüth, nahm bei diesem Punkte weder Vernunft- noch Trostgründe an. Der leiseste Widerspruch konnte ihn aufs tiefste verbittern, Tage lang gegen den liebsten Bekannten stumm und mürrisch machen. Zum ersten Mal in seinem Leben war der Ehrgeiz an ihn herangetreten und hatte ihm ein Wörtchen ins Ohr gesagt, das so wunderbaren Klang hatte: verdienst du nicht eine Auszeichnung und Anerkennung, die man viel schwächeren Leistungen nicht vorenthält? War's nicht eine Schande, wenn man dich überginge? Und weshalb? Weil du in kleinen Fertigkeiten und Aeußerlichkeiten gegen glücklichere Bewerber zurückbleibst, denen du an Wissen und Können vielfach überlegen bist. Zeige doch, daß ihre Künste leicht zu überbieten sind — thu's ihnen zuvor!

Als dann der erste Schritt gethan war, folgten die andern von selbst, und es war nun wirklich kein Rückzug mehr möglich. Dabei gewannen die allgemeinen Befürchtungen, daß diesmal ein Einschub beliebt werden möchte, bald festeren Halt an gewissen anfangs schüchternen, dann immer zuversichtlicheren Gerüchten, wonach ein Hauptmann von Wachlitz, ein noch junger, aber durch seine Familienverbindungen wohlangehender und schon wiederholt beim Avancement bevorzugter Mann für die nächste Vacanz zum Major designirt sei. Cäsar Neumann kannte ihn genau; er war als junger Offizier sein Schüler gewesen und hatte ihm durch Fleiß und schnelle Auffassung viel Freude gemacht, jedoch er ihm mehr als einmal die Hand geschüttelt und ihm eine bedeutende Zukunft vorausgesagt hatte. Es war ihm damals ganz plausibel gewesen, daß ein frischer Mensch von gewinnendem Aeußern, einflußreicher Familie, tüchtigen Kenntnissen, echt militärischen Tugenden und gesellschaftlicher Routine Carrière machen müsse, und so hatte er denn auch seine schnellen Fortschritte ohne Reid und viel eher mit innerem Behagen verfolgt. Wie schlug nun die Stimmung plötzlich um, als Mann neben Mann stand, und der ältere sich nicht den Rang ablaufen lassen wollte? Da war Wachlitz ein junger Fant, den das Glück unverständig begünstigt, ein Mensch von einigen Fähigkeiten, die

sich aber vorzüglich im Salon und auf dem Tanzplatz geltend zu machen wüßten, eine Puppe, an der der Schneider das Beste thue, ein Herr von Adel, dem's ja in einem vorwiegend bürgerlichen Offiziercorps erst in den Regionen wohl werden könne, in denen die bürgerliche Lust dünner werde. Er konnte sich in einen rechten Haß gegen ihn hineinreden und er that das so laut und öffentlich, daß es jedenfalls nicht seine Schuld war, wenn es dem Verhassten zu Ohren kam. Ein Duell wäre ihm ganz recht gewesen.

Diese Bemühungen und Anstrengungen, seine ganze Lebens- und Denkweise zu ändern und einen Menschen anzuziehen, der ihm durchaus nicht passen wollte, brachten nach kurzer Zeit eine Abspannung der Nerven zu Wege, die sich in der peinlichsten Reizbarkeit und Empfindlichkeit zu erkennen gab. Argwöhnisch beobachtete er jede Miene der Kameraden, taxirte er jedes Wort nach seinem geheimen Sinn, deutete er in jedes Lächeln eine beleidigende Absicht hinein. Dem allgewöhnlichsten Gespräch wußte er eine Wendung zu geben, die es verhänglich erscheinen lassen konnte, die harmloseste Redensart drehte und kehrte er so lange, bis an ihr irgend ein versteckter Stachel zu bemerken war, der sich dann natürlich gegen ihn richtete. Man fand ihn unheimlich und nied seine Gesellschaft; nun war's ihm sicher, daß er's mit lauter Widerwärtigen zu thun habe. Zuletzt schien's nicht mehr gerathen, ihm einen „guten Morgen“ zu wünschen oder in seiner Gegenwart das Wetter schlecht zu finden, seine krankhafte Empfindlichkeit sog auch daraus Gift. Wer ihn lieb gehabt hatte, bemitleidete ihn und suchte die Achseln.

Am übelsten waren bei dieser Sachlage zwei Personen daran, die sonst nicht die geringste Beziehung zu einander hatten: sein Feldwebel und das alte Fräulein Eivira Neumann. Sie zitterten beide, wenn sie mit ihm in Berührung kommen mußten. Der Feldwebel Panse, der sich vergnügt die Hände gerieben hatte, als Hauptmann Neumann „von der Kriegsschule“ die Batterie übernahm, und der auch wirklich in den ersten Wochen Herrgott der zweite gewesen war, wußte schon lange nicht mehr, wie er gehen und stehen sollte, um nicht auf Tritt und Schritt angeschaut zu werden. Aller Aerger, den sein Chef bei Paraden und Exercirübungen heruntergeschluden mußte, machte sich gegen ihn Luft, wenn er seine Briefftasche vorzog, um den Batteriebefehl entgegenzunehmen; alle die ungerechten Vorwürfe, von denen der Hauptmann zu leiden gehabt hatte, plagten nun dem Feldwebel an den Kopf, der sie weiter nach unten hin an die betreffende Stelle colportiren mochte, wo sie den Rechtsschul-digen trafen. Zwanzig Himmelfreuzdonnerwetter regneten manchmal in einer halben Stunde auf das Opfer der schlechten Laune seines Herrn nieder. Wagte Panse mit gutgemeinten Vorschlägen zu kommen, so hieß es: „Ueberlassen Sie mir das! Glauben immer alles besser zu wissen — ist auch danach. So ein Hauptmann von der Kriegsschule — he? was weiß der vom praktischen Dienst? Getroffen? Aber ich will's euch zeigen, ihr Sacramenter, dem hochmüthigen Herrn Feldwebel obenan.“ — Schrieb sich Panse das hinter die Ohren und wartete er das nächste Mal schweigend auf die Oratel des Herrn Rittmeisters, so war's natürlich wieder nicht gut. „Nun? Wird dem Herrn das Sprechen schwer?“ lautete es dann aus einer anderen Tonart. „Soll ich mir gar selbst zusammenzählen, wie viel Kanoniere und Unteroffiziere uns die Abtheilung gnädigt übrig gelassen hat — wie viel Geschütze zu besetzen sind? He? Eine hübsche Hilfe das an Ihnen! Kann mir gratuliren. Also heraus mit der Sprache!“ Panse unterdrückte einen Seufzer, zählte im Stillen nach, wie viel Jahre ihm noch an zwölf fehlten, und murmelte im Weggehen: mit dem hat's kein gutes Ende.

Viel näher ans Herz ging's aber der alten „Tante Eivira“, so hieß sie allgemein bei den Kindern der verheiratheten Offiziere ihrer Bekanntschaft, mit denen sie im intimsten Verhältniß stand. Sie liebte ja noch immer ihren Cäsar „schwärmerisch“, wie in den Tagen der Jugend, und ihre ganze Sorge war, ihm das Junggesellenleben möglichst angenehm zu gestalten. Alle seine kleinen Liebhabereien hatte sie ihm längst gelernt an den Augen abzusehen, und sie war tief überzeugt, daß Niemand auf der Welt besser mit ihm umzugehen wisse, als sie. Die Wohnung sah stets aus wie ein Schmuckkästchen; auf den Teppichen und Decken und Säufern aller Art lag nie ein Staubchen; in der Studirstube und im Laboratorium wußte sie Bescheid, wie der beste Famulus. Und erst in der Küche! da war sie Meisterin der edlen Kunst, Schmackhaftes zu bereiten und es appetitlich anzurichten. Ihre Mehlspeisen waren berühmt, und ihr Gebäck konnte es mit jedem Conditorfabrikat dreist aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frau Doctorin in ihrem eigenen Recht.

Von George Hefekiel.

In Großbritannien heißen alle Gemahlinnen der Mitglieder des Oberhauses Peeresses, sie sind Peeressen, weil sie die Gemahlinnen von Peers sind; außer diesen aber gibt es auch einige Damen, welche Peeressen in ihrem eigenen Recht (peeresses in her own right) genannt werden, das heißt diese Damen sind Peeressen, weil sie Peerschaften ererbt haben und besitzen. Sie können freilich für dieselben nicht ins Oberhaus eintreten, aber sie können irgend einem Lord, der im Oberhaus sitzt, Vollmacht erteilen, für sie Stimmen abzugeben. Als nach dem Kriege gegen Napoleon der Herzog von Wellington sehr populär war, hatte er die Vertretung der meisten Peeressen in ihrem eigenen Recht und pflegte bei Abstimnungen sehr gemächlich eine ganze Reihe von Damen-Vollmachten aufzublätern zum Entsetzen seiner Begner.

Nun, in Deutschland und auch anderswo haben wir seit langer Zeit eine hübsche Anzahl, denn hübsch sind sie ja alle, von blonden und braunen Frau Doctorinnen, die diesen akademischen Titel auf dem glatten Frauenwege einer legitimen Ehe mit einem promovirten Doctor der Gottesgelahrtheit, oder der Weltweisheit, der Heilkunde, oder beider Rechte, rite erworben haben, und Viele denken noch heute, daß man Frau Doctorin eben nur vor dem Altar werden kann.

Dem ist aber nicht so, denn wir haben jetzt auch hier und da eine Frau Doctorin in ihrem eigenen Recht, das heißt eine Dame, die auf irgend einer Universität zum Doctor von einer Facultät nach abgelegtem Examen in aller Form promovirt worden ist. Es kommt jetzt öfter vor, daß eine Dame „den Doctor macht“, wie die Studenten sagen, und einige gelehrte Herren von höherem Alter sind darüber so entsetzt, daß sie Feuer und Flamme

speien, wie das Pantherthier im Wappen von Steyermark, und äußern sich in Schriften aller Art so ungnädig, daß man wirklich glauben sollte, das deutsche Haus, die Familie, die Frau in ihrer Würde, Tugend und Weisen seien ernstlich bedroht mit jedem Doctorhut, der auf das lockige Köpfchen oder den unächtigen Chignon einer Dame gesetzt wird. Es ist aber nicht ganz so arg, die Frau Doctorin in ihrem eigenen Recht kann eine sehr liebenswürdige Dame, eine treue Mutter, eine liebende Gattin, kurz, eine deutsche Hausfrau im allerbesten Sinne des Wortes sein. Freilich, wenn einstmahl alle unsere Doctorinnen diese Würde in ihrem eigenen Recht besitzen würden, dann wär's sicher schlimm, eben so schlimm, als wenn alle Peeressen des vereinigten Königreichs, auch Schottland und Irland, es in her own right wären, aber bis dahin hat's noch gute Wege.

Wir wollen hier von einer Dame reden, die schon im vorigen Jahrhundert auf der Friedrichs-Universität Halle Doctorin der Heilkunde in ihrem eigenen Recht wurde.

Doctor Christian Polycarp Leporin, medicinae practicus zu Quedlinburg, unterrichtete seinen Sohn selbst im Christenthum und in der lateinischen Sprache; er hatte nichts dagegen, daß sein Töchterlein Dorothea Christiane, geb. 1715, an diesem Unterricht Theil nahm. Das Mägdelein zeigte nun solche Fähigkeiten und gewann einen solchen Geschmack an Lernen, daß der Vater sich nicht entschließen konnte, sie zu entfernen, als er später den Sohn nach Anleitung medicinischer Fachschriften zur Universität vorbereitete. Er setzte das Studium mit ihr fort, auch nachdem der Sohn zur Akademie abgegangen war. Freilich war darob ein großes Geschrei in Quedlinburg, wo sich die Blumenzucht so trefflich mit der Schweinezucht verträgt, wo damals auch noch eine Reichsabtissin in fürstlicher Würde mit einem ganzen Convent adeliger Damen herrschte, aber der würdige Doctor Leporin ließ sich das Alles nicht anfechten, er führte sein reich begabtes Töchterlein zur Praxis an, und bald wußte Dorothea Christiane ihren Vater in Behinderungsfällen sehr wohl am Krankenbett zu vertreten. Die Jungfrau war höchst fleißig und studirte eifrig, so daß sie gerade unter den Damen des hohen Conventes Fürsprecherinnen fand, welche sie dem Könige so vorthelhaft zu schildern wußten, daß Friedrich der Große unter dem 14. April 1742 rescribirte, daß „Sie allerhöchst die Leporinin, wenn sie es verlangte, der medicinischen Facultät in Halle zur Doctor-Promotion zu recommendiren geruhen wollten.“

Indessen Jungfrau Dorothea Christiane griff damals, trotz der in Aussicht gestellten königlichen Recommendation, nicht nach dem Doctorhut, sondern heirathete freilich den Herrn Diaconus Johann Christian Ergleben zu Quedlinburg, mit welchem sie eine vergnügliche Ehe führte und sehr reich eine Mutter von vier Kindern wurde. Aber ihr Haus wurde bald trübe, nach langer und schwerer Krankheit starb ihr Gemahl, und die Frau stand mit ihren vier Waislein allein, und die Noth vor der Thür. Da schrieb sie rasch entschlossen ihr specimen inaugurale: de eo quod nimis cito ac jucunde curare, saepius fiat causa minus tutae curationis, etwa: Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten.

Damit wird die Dame wohl einen wunden Fleck in der damaligen Behandlung getroffen haben; auch scheinen die gelehrten Herren in Halle gar nicht erpicht darauf gewesen zu sein, der geistlichen Wittfrau die Doctorwürde zu erteilen. Aber Dorothea Christiane hatte ihre alten Gömmerrinnen immer noch, und unter dem 6. März 1754 erchien ein allerhöchstes Rescript an die medicinische Facultät in Halle, in Folge dessen die Candidatin am 6. Mai zum Examen gelassen wurde, „in welchem sie alle quaestiones theoreticas und practicas, in lateinischer Sprache, zwei Stunden hinter einander mit einer solchen gründlichen Genauigkeit und bescheidenen Beredsamkeit beantwortete, daß alle Anwesende damit vollkommen überzeugt waren.“ Auf den darüber an den großen Friedrich erstatteten Bericht autorisirte dieser Rector magnificientissimus der Friedrichs-Universität durch Rescript vom 18. Mai eigenhändig die Facultät, dieser Candidatin den gradum in herbömmlicher Weise zu erteilen. Am 12. Juni wurde Dorothea Sophia Ergleben in das Auditorium des Professors Dr. Johann Junker, der damals ein weltberühmter Anatom war, beschieden, und legte hier vor einer großen Versammlung von vornehmen Personen beiderlei Geschlechts, Professoren und Studenten den Doctor-Eid ab; dann wurde sie mit Hut, Ring und Mantel begabt, auch ihr das Diplom sofort ausgefertigt. Darauf hielt die Frau Doctorin eine kurze Rede, in welcher sie ihrem Dank gegen Gott, gegen den König und gegen die Facultät den passendsten Ausdruck zu geben wußte. „Sie hatte ein hübsches Gesichtchen und stellte eine ansehnliche Person vor. Nichts war amüthiger, als die Bescheidenheit, mit welcher sie die Glückwünsche der Anwesenden empfing.“

Leider haben wir nichts über den weiteren Lebensgang dieser angenehmen „Frau Doctorin in ihrem eigenen Recht“ zu finden vermocht. Wir wünschen, daß sie eine Praxis gefunden hat, die es ihr möglich machte, die vier Waislein tüchtig zu erziehen, denn wenn wir uns nicht irren, so ist das ihr Wunsch gewesen. Aber wir sind doch auf ein Buch von ihr gestoßen, das freilich geschrieben worden, bevor sie mit ihrem Herrn Diaconus in den Ehestand getreten, dasselbe ist 1742 zu Berlin erschienen und betitelt: Gründliche Untersuchung, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten, darinn deren Unerheblichkeit gezeigt, und wie möglich, nöthig und nützlich es sey, daß dieses Geschlecht der Gelehrtheit sich bestreibe, umständlich dargelegt wird, von Dorothea Christiana Leporinin, nebst einer Vorrede ihres Vaters D. Christ. Polycarp Leporin med. pract. Wir kennen den Inhalt dieses 15 Bogen starken Werkes nur aus den Halle'schen Anzeigen, aber es ist darin, mit großer Bescheidenheit, vieles recht gründlich schon ausgeführt, was man jetzt sehr oberflächlich und unbedeuten als was ganz Neues predigt. Uebrigens muß das Buch auch damals schon Eindruck gemacht haben, denn es ist noch ein Mal in neuer Ausgabe unter dem Titel: Vernünftige Gedanken von dem Studium des schönen Geschlechts. Frankfurt und Leipzig 1749 erschienen.

Fast zur gleichen Zeit mit der Frau Doctorin Ergleben blüheten, um in Stil des achtzehnten Jahrhunderts zu reden, noch zwei Schriftstellerinnen, und zwar Hallische Landsmänninnen des Verfassers dieser Zeilen. Die ehrenfeste Frau Amtmannin Anna Rosina Rodin geb. Nedelin zu Erdeborn, ihre 1725 in länglich Dodez erschienenen geistlichen Lieder sind gar so unbedeutend nicht für diese Zeit. Diese Poetin starb 1731 im 72. Jahre. Weit bedeutender freilich ist Johanne Charlotte, die Tochter des Organisten Ziegler zu St. Ulrich in Halle, sie vermählte sich mit dem bekannten Dr. med. Unzer in Hamburg. Wir haben von ihr nicht nur „Scherzgedichte“, sondern auch einen „Grund-

riß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer" und einen "Grundriß einer natürlichen Historie und eigentlichen Naturlehre für das Frauenzimmer" (Salle 1751). Freilich das sind Anfänge und Anfänge, aber wir können uns auch nicht rühmen, daß wir sonderlich weit über die Anfänge hinaus wären.

nicht viel um die Seufzer junger Mädchen; zusammengezogen hat er meist seine düstern Augenbrauen, sein mächtiges Haupthaar wogt auf und ab wie das quellende Meer, und unter seinem Dreizack, ohne welchen er nie ausgeht, brausen Stürme hervor und zucken Blitze über sein wüthend brüllendes Element. Jedoch auch der finstere Geist hat Stunden, wo ihn ein so recht unschuldiges schönes Menschenwesen rührt, ganz besonders, wenn er es am Strande wandeln sieht, die goldschimmernden Haare lang herabfallend aufgelöst, die weichen, runden, rosig angehauchten Kinderwangen vom leisen Wind umkost und die träumerischen Augen den leuchtenden Himmel der Jugend wieder spiegelnd. So etwas macht selbst des Sturmgottes Herz warm, und unser Geist auf dem kleinen Schiffe legte seinen Dreizack wie ein Gewehr über die Schulter und fuhr in freundlichen Sinnen verjunken nach Hause. Das heißt nach einiger Zeit gedankenvollen Schaufelns tauchte er mit seinem Schiffe hinab in sein kühles, dämmerig dunkles Reich. Dort ging er auf dem Meeresgrunde spazieren. Er hatte nachdenklich seinen weißbärtigen Kopf in die Hand gestützt, hielt sich

gewachsene junge Mann — hatte ihren Kranz in der Hand. Und das war folgendermaßen zugegangen.

Heinrich Walden, ein talentvoller junger Kaufmann aus dem nahen Stettin hatte, vom schönen Wetter angelockt, eine kleine Erholungsreise nach Misdroy gemacht. Er war soeben erst angekommen, hatte sich zum Strande begeben, um die Sonne sinken zu sehen, und schaute jetzt gedankenvoll auf das tiefgefärbte, aufblühende, ewig bewegliche Meer hinaus. Er sah auch das kleine Segelschiff in der Ferne, und wie er so hinsah, schien es ihm, als ob etwas gegen ihn zu treibe. Etwas wie ein Kranz. — Nichtig, ein blauer Kranz schaukelte von ferne. Auf den nassen Blumen blühte das Abendlicht wie Diamanten. — Heinrich streckte die Hand nach dem nahegekommenen Kranz aus, und eine sanft den weichen Sand hinaus leckende Welle warf ihm das Blumengewinde in die Hand. Er nahm seinen Fund, betrachtete das Band und las halblaut für sich "Amalie Hellwig".

Jetzt standen sich die beiden jungen Leute einander gegenüber und errötheten Beide. "Mein Kranz!" war Amalie unwillkürlich entfahren, und der junge Mann verbeugte sich liebenswürdig lachend vor der Dame.

"Das Meer hat mir auf wunderbare Weise Ihren Namen gesagt, mein Fräulein, und mir das Glück Ihrer Vorstellung jetzt verschafft," sagte der junge Mann, sichtbar angenehm überrascht von diesem Zusammentreffen.

Amalie ward mit Roth überzogen, sie wußte nicht, was sie sagen sollte, fand keine Worte in dieser Situation, über und über verlegen kehrte sie sich um und eilte ihrer nichts ahnenden Mutter, die ruhig weiter gegangen war, nach.

"So, jetzt hat er den Kranz, jetzt brauche ich nichts mehr zu thun," murmelte der Meergeist im tiefsten Bass in seinem Schiffe, schaukelte noch einige Male auf und ab und verschwand in den Wogen. Bei seinem Hinabtauchen stieß er aber, als ob er sich von einem ihn beengenden Geschäft befreit fühlte, so gewaltig ausholend nach allen Seiten mit seinem Dreizack in das Wasser, daß Sturm aufstand, die Wellen hoch sich aufbäumten, dunkles Gewölk sich ansammelte, und Regen, viel Regen auf die brauenden Wogen herniederstieß. Amalies Heimreise mußte des Unwetters wegen aufgeschoben werden.

Während dieser trübten Stunden traf Amalie auffallend oft mit dem Kranzfänder zusammen. Amalie konnte sich drehen und wenden, wohin sie wollte, immer war dort der junge Mann anwesend, und merkwürdiger Weise er sah ihn ihr Auge, das doch diesen jungen Mann vermeiden wollte, aus dem dichtesten Menschengewirr immer zuerst.

Das eine wie das andere hatte seine guten Gründe. Als Amalie in der Abendlichtbeleuchtung so plötzlich erröthend vor dem Herrn Walden stand — er den Kranz mit ihrem Namen in der Hand, sie so schamhaft jungfräulich verlegen, machte diese Mädchenerscheinung einen tiefen Eindruck auf des jungen Herrn Walden Herz, und Amalie er sah plötzlich in der schlanken, jugendfrischen, angenehm lächelnden Gestalt, die ihren Kornblumenkranz so ritterlich hielt — „ihr Ideal“.

Das schlechte Wetter dauerte fort, die Fahrwege wurden immer grundloser, und das Meer blieb stürmisch. — In dieser Zeit mußte es sich nothwendig fügen, daß die kurze Bekanntschaft am Strande erneuert wurde. — Beide junge Leute fanden sich nicht getäuscht, und Amalie sah nichts mehr vom schlechten Wetter; im Gegentheil, es kam ihr vor, als ob ihr Segelschiff da draußen im Meere, das sie oft im Geiste vor sich sah, gar nicht mehr so viel mit Licht und Schatten wechselte. — Am schönsten Regentage schien es ihr sogar ganz weiß stundenlang im schönsten Lichte zu strahlen. — Herr Heinrich sprach gegen Abend noch vertraulich und wichtig mit der Mutter — er wies Briefe nebst Schriften vor, und Amalies Segelschiff schwebte vom neunten Tage an auf den Wellen im wahrhaften Postamazurta-Takt schaukelnd und hatte einen unwandelbaren weißen Glanz, der ihr wahrhaft blendend und beruhigend lichtvoll erschien. — An diesem Tage hatte aber auch Amalie von Herrn Heinrich Walden den ersten, den Verlobungskuß bekommen. —

Dies ist das kleine Märchen von dem Segelschiff.

Rosenthal-Bonin.

Polnische Landpost.

(Zu dem gleichbenannten Bilde.) Von Ludwig Pietzsch.

Es ist noch kein Jahrhundert her, daß die Botenfrau noch in kultivirten deutschen Landen eine hochwichtige Persönlichkeit war, welche den schriftlichen Verkehr der größten Geister vermittelte. Im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel spielt sie eine große Rolle. Sie, die zwischen den beiden kleinen und doch das weite Vaterland erleuchtenden und erwärmenden Brennpunkten des deutschen Geisteslebens im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hin und her ging, hat in ihrer Tasche oder ihrem Kober köstlichere, wesentlichere und für die Entwicklung unserer höchsten Cultur segens- und einflußreichere Schriftstücke getragen und von Einem zum Andern befördert, als mancher Cabinets-courier, dessen Portefeuille Depeschen enthielt, bestimmt das äußere Antlitz Europas umzugestalten.

Noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts setzte die Botenfrau, zumal zwischen den Städten und den Sommerfrischen ihrer günstiger situirten Bewohner diese schätzbare Thätigkeit trotz aller Brief- und Schnellposten des Herrn von Nagler in alter Weise fort. Wie manches junge Herz zählte nicht damals noch hochklopfend in der gesteigerten Erregung der Erwartung die Minuten bis zu ihrem Eintreffen! Wie viel schmerzliche Enttäuschung und Unzufriedenheit unter der Colonie der sommerlichen Emigranten, wenn die Botenfrau einmal ausgieblieben war! Ohne daß es in jenen Zeiten Jemandem eingefallen wäre, für die Anstellungsbeurteilung des weiblichen Geschlechtes im Post- und Telegraphendienst zu plaidiren und zu agitiren, walteten Frauen unangestellt dieses Briefträgerdienstes als eines ihnen selbstverständlich zukommenden Amtes.

Ich weiß nicht, ob dem auch heutzutage noch so ist bei uns, oder ob nicht die Ausbreitung der Eisenbahnen und die straffere Organisation der Postverwaltung mit jenen postalischen Zuständen auch dem gemüthlichen Institut der Botenfrau für immer ein Ende gemacht hat, um überall im deutschen Reich den "Landbriefträger" als deren legitimen und allein berechtigten Erben einzusetzen. Ich wüßte auch nicht, zweifle aber entschieden daran, daß die bei Seite geschobenen Botinnen besonderen Anlaß haben, gerade um dieses Amtes Abgeben an männliche Weine sich zu



am Strande des Niseebades Misdroy spazieren. Es war ein prächtiger Tag. An dem blauen, lichtvollen Himmel schwebten große, schwere silberglänzende Wolken, ihre Schatten fielen auf das Meer und zeichneten dunkle Flächen in der lebhaft grünen wellenschlagenden Fluth, die noch vom gestrigen Winde stark in Bewegung war. Ein Segel schaukelte fern auf den Wogen und schimmerte abwechselnd weiß im Sonnenlicht und sah dann wie-

das Kinn und murmelte: „Ein hübsches Kind — und so schwer seufzen. Ein gutes Mädchen, das sah ich ihr an, und hier an meiner Fluth seufzend, wünschend — sollten wir nicht einmal“ — er sprach wie alle mächtigen Beherrscher in der Mehrzahl — „sollten wir nicht einmal auch zur Abwechslung einen unausgesprochenen, süßen Wunsch einer zarten Jungfrau erfüllen können. Wir wollen jetzt auch einmal mit dem zarten Gefühl einer glücklich gefundenen Liebe an uns denken lassen.“ Und der Meergeist nahm seinen Dreizack, den er während der Zeit seines Ueberlegens an einen unterirdischen Felsen gelehnt hatte, wieder zur Hand, fuhr sich damit sinnend durch die Haare und spazierte eine Strecke weiter. Plötzlich stand er still. „So geht es gut — so können wir es machen, wir bleiben auf diese Weise ganz in unsern Bereich, und die glückliche Erinnerung des Mädchens gehört dann ganz uns an.“

Er tauchte jetzt hervor und richtete seinen Dreizack gegen die Sonne — das schönste Wetter blieb von diesem Augenblick an, und die Tage verschwanden wie die Stunden.

Auch Amalies Badezeit war jetzt im Fluge zu Ende, und nach der in den Meerbädern üblichen Sitte gehen sämtliche Badegäste bei ihrem Abschiedsbade mit einem Blumenkranz auf dem Kopf in die See, lassen sich diesen von der Fluth fortnehmen und bitten dann den Geist des Meeres, die für ihnen gut geheißen zu lassen und die Wirkung der Bäder zu segnen. Natürlich nahm Amalie ihr Bad ebenfalls mit solch einem Kranz. Ihre Wirthin hatte ihr einen schönen Kornblumenkranz verehrt, und auf dem rothseidenen Band, welches das Blumengewinde schloß, stand mit Goldbuchstaben aufgedruckt: Amalie Hellwig.

Der Meergeist fuhr wieder in der Ferne auf seinem Segelschiffe, als Amalie ihr letztes Bad nahm. „Dasselbe Schiff!“ sprach sie gedankenvoll vor sich, „wie oft werde ich noch an dich mit deinem glänzend weißen freies Segel in der staubigen Stadt denken müssen — bringe all meine Träume in den Hafen des Glücks, kleines Schiff!“ Der Meergeist saß in seinem Boote und hörte Alles. Er lächelte unter seiner ernsten strengen Miene, Amalie hatte jetzt sein feuchtes, brausendes, blühendes Element betreten, er winkte einer kleinen Welle, und diese, sich zu einem langgezogenen, stets ansteigenden, anschwellenden Wasserstrich erhebend, eilte zuletzt groß wie ein Wall dem Strande zu — brausend, zischend schlug die durchsichtige, kraftvolle Fluth über Amalies Haupt zusammen und wie im Triumphe trug sie tanzend ihren Kranz in das Meer hinaus. Mit wasserumflorten Augen sah Amalie ihrem Kranze nach. — Wo mag er hingehen — vielleicht zu dem Schiff, doch bevor noch Amalie diesen Gedanken zu Ende denken konnte, war Kranz und Schiff ihr aus dem Gesicht verschwunden.

Es war am Nachmittag. Die ganze Badegesellschaft ging am Strande spazieren. Die Sonne stand schon schräg und warf scharfgoldene, schimmernde Strahlen auf den Saum der Strandwellen, auf die weißen Dünen und, mit dunkelgoldnem Licht sie überglühend, auf die Badegesellschaft. — Amalie promenierte ein wenig hinter ihrer Mutter, die mit einer Freundin lebhaft plaudernd ging; da schaukelte wieder fern das Schiff mit Gold überglüht und ging auf und ab in den Wogen. — „Du winkst mir freudig Abschied zu, und ich muß fort von Dir mit Sehnsucht.“ Plötzlich hörte Amalie hinter sich halblaut ihren Namen nennen; „Amalie Hellwig“, erkörnte es. — Amalie wendete sich um, und vor ihr stand ein junger Mann, durch ihr unvermuthetes Stillstehen im Gehen aufgehalten, dicht vor ihr still, und dieser hoch-

der dunkel und stumpf aus. „Wie das Hoffen der Menschen.“ seufzte Amalie, indem ihr Auge auf dem Schiffe ruhte, „diesen Augenblick lächelnd und glänzend, in der nächsten Minute düster und farblos.“

Wenn ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen an dem Strande eines Seebades philosophirt, statt an ihr malerisch herabfallendes, aufgelöstes Haar und an die Toilette der allgemeinen Nachmittagsstrandpromenade zu denken — so hat das etwas zu bedeuten, und das Was kam nur aus dem Herzen stammen, denn das echte wahre Weib philosophirt immer mit dem Herzen — Amalie war eine solche unverfälschte weibliche Natur, und ihr so allgemein gebaltener Seufzer des menschlichen Hoffens hatte ein ganz bestimmtes Ziel; er schwebte darauf hin eine junge, glückliche, liebevolle Frau zu werden; nur — und das war das Wunder — hatte Amalie immer noch keine Person gefunden, an welche sich ihr Sinnen und Sehnen adressirte. Wie viele Offiziere, vermögende junge Kaufleute, reiche Referendare, sogar besoldete Assessoren hatte Amalie nicht schon kennen gelernt, sie hatte schon oft Versuche mit ihrem Herzen gemacht; aber immer war dies wenig interessirt, still und ruhig geliebt — die Liebe, die echte, das ganze Wesen im Innersten ergreifende Liebe war noch nie in Amalies Herz eingezogen, und dieses sehnte sich nach diesem mächtigen, einzigen Zielpunkt des Frauenlebens — einen geliebten Mann so recht innig und treu damit zu umschließen. Der allgemeine Seufzer mit all seinen traumhaft halbdunkeln, halb-leuchtenden, gaukelnden Hintergedanken flog über das Meer hinaus und wiegte sich auf der schäumenden Fluth ... ob das kleine Schiff ihn aufgefangen hat? ob es diesen als kostbare Beute betrachtete und jetzt froh damit nach Hause fuhr? — Das Fahrzeug war verschwunden, und Amalie seufzte: „Jetzt fährt es in seinen stillen kleinen Hafen.“

Es fuhr aber nicht in seinen kleinen Hafen; ich weiß das besser. Das Schiffchen war gar kein wirkliches Schiffchen — es war ein Seegespinnst, und in diesem wiegte sich der Meergeist auf seiner Fluth und der hatte wirklich Amalies Seufzer gefangen — der Meergeist ist sonst ein finstere Geselle; er bekümmert sich

beklagen. Darf doch der Landbriefträger sich mit dem Landschul-

lehrer messen, wo es sich um die Entscheidung handelt, wer von allen Angestellten im Verhältnis zur Last seiner Pflichten am kümmerlichsten belohnt ist.

Aber jenseits der deutschen Grenzen gibt es noch weite Lande, in welchen heute wie vor hundert Jahren das Weib seines guten Rechtes auf dies allerdings am wenigsten begehrenswerthe Amt im Postdienst unangefochten genießt.

Der Tag ist so heiß; der treue Spitz, der sie begleitet, athmet schnaufend mit heraus-

gekleidet, ihr dunkles Haar hing in dichten Locken um ihr bleiches schönes Angesicht, ihre Augen waren mit einem ruhigen und festen Blick auf den Präsidenten gerichtet, der laut ihren Namen rief.

Ein Gemurmel des Beifalls durchrauschte den Saal, und eine Stimme im Zuschauerraum rief: „Sie ist unschuldig!“

Solanges bebte in sich zusammen; Purpurröthe übergoß ihre Wangen, und wie von Entsetzen ergriffen, schaute sie in den Zuschauerraum.

Die Anklage wurde jetzt verlesen. Je weiter man in der Darstellung der ganzen Sachlage kam, desto mehr verdüsterte sich das Angesicht der Vertheidiger der Angeklagten.

Anzeichen des Giftes, nur der Kopf, die Nase und die Lippen zeigen die Spuren von Vergiftung, welche in Folge einer Störung der Gehirnnerven erfolgte.

Dann wieder trat athemlose Stille ein, denn Sir Arthur begann seine Vertheidigungsrede.

Aber wie berechtigt auch seine Worte waren, und mit welcher leidenschaftlichen Innigkeit er auch erklärte, daß er, der Sohn der Gemordeten, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt sei, so schienen doch seine Worte weder auf die Richter, noch die Mitglieder der Jury Eindruck zu machen.

Er fühlte das, während er sprach, fühlte, daß er der furchtbaren, belastenden Anklage ja keine Beweisgründe der Unschuld entgegen zu setzen habe, daß Alles gegen sie sprach, Nichts für sie zeugte!

Nur der Eine Umstand war für sie ein günstiger, daß Solanges nicht hatte vorher wissen können, daß Mistreß Timblestick zu ihr kommen und ihr dadurch die Gelegenheit bieten werde, sich zu rächen.

Nach der Vertheidigungsrede des Sir Arthur erhob sich der Ankläger und ermahnte die Jury nach Recht und Gesetz, sich nicht beirren zu lassen von den Worten des Vertheidigers, sondern ruhig und besonnen die Thatfachen zu erwägen.

Mistreß Timblestick habe im Zorne in ihrem eigenen Hause Mademoiselle Solanges so tief getränkt, daß diese sofort das Haus verließ.

Mistreß Timblestick sei vergiftet worden. Sie habe selbst auf ihrem Sterbebett vor ihrem Rechtsanwalt und anderen Zeugen ausgesagt, daß sie von Mademoiselle Solanges vergiftet worden sei.

Die Leichenschau-Jury habe sich hierauf sofort in die Wohnung der Mademoiselle Solanges begeben und die Flasche und das Glas vorgefunden, deren Inhalt von Ärzten untersucht und als Gift erkannt worden sei.

Die zwölf Männer der Jury erhoben sich, und unter dem tiefen, athemlosen Schweigen der Versammlung schritten sie durch den Saal nach dem Rathungszimmer, dessen Thür sich hinter ihnen schloß.

Der Beamte des Gesetzes öffnete die kleine Thür, welche von der Zelle der Angeklagten in das vor demselben gelegene Gemach führte.

Mademoiselle Solanges erhob sich und mit einem Anstand hob sie die Würde des reinen Bewußt-

Sir Arthur lehnte in furchtbarer Aufregung sich zurück in den Sessel, die beiden Advocaten, die ihm zur Seite saßen, neigten sich zu ihm und sprachen leise zu ihm: „Seien Sie gefaßt, Sir Arthur, Sie haben das Ihrige gethan, und Ihr Gewissen muß Ihnen genügen, wenn auch die Jury anders sprechen wird, wie Sie es zu hoffen wagen.“

„Mögen Sie es,“ sagte er athemlos. „Wenn man sie zum Tode verdammt, so verdammt man auch mich. Ihr Leben wird mein Leben, ihr Tod der meine sein.“

In den Reihen der Zuhörer, auf den aufsteigenden Bänken der Tribüne sprach und flüsterte man mit einander. Diejenigen, welche der Angeklagten wohl wollten, nahmen eine traurige, ängstliche Miene an, weil die Thatfachen mächtiger sprachen, als ihre Ueberzeugung von der Unschuld der Angeklagten, daß die Jury sicherlich sie verurtheilen werde.

Einer hatte das achlos zu dem hinter ihm sitzenden Freunde gesagt, und seine Worte waren nicht so leise gewesen, daß sie nicht auch von dem, welcher neben dem Freunde saß, von dem bleichen, jungen Manne, dessen Augen vorher denen der Angeklagten begegneten, gehört worden wären.



Polnische Landpost.

Nach dem eigenen Gemälde von Ernestine Friedrichsen.

Sie fühlten die ganze Schwere der Anklage, sie wußten, daß sie gar keine Mittel in Händen hatten, um jene zu widerlegen; denn auch ihre letzten Hoffnungen waren vergeblich gewesen.

Vergeblich hatte Arthur Alles aufgeboten, um die neue Wohnung des Marquis zu erforschen; der Marquis schien verschwunden.

Es folgte das Verhör der Zeugen, zunächst der Diener und Dienerinnen, welche Mistreß Timblestick bei ihrer Rückkehr gesehen. Auch der Portier des Hauses, in welchem der alte Graf gewohnt, und wohin Mademoiselle Solanges sich begeben, ward vorgefordert, und mit jedem neuen Zeugniß schien der Verdacht mehr und mehr sich zu bestätigen.

Das Resultat der ärztlichen Untersuchungen wurde mitgetheilt. Demzufolge war der Tod durch Vergiftung erfolgt und zwar mittelst eines Giftes, das selten zur Anwendung komme, weil es zu den geheimen, schwer zu erreichenden, tödtlichen Giften gehöre. Es fanden sich daher auch im Magen keine

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoße.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Schluß.)

Am andern Morgen fand die öffentliche Gerichtsitzung statt. In der Frühe schon drängten sich zu den Pforten von Newgate die Neugierigen. Der große Sitzungssaal war dicht besetzt.

Der Präsident befahl, die Angeklagte hereinzuführen. Eine athemlose Stille trat ein. Nun knarrte die Thür, und die Gefangene erschien in derselben. Sie war einfach schwarz

Er schauderte in sich zusammen, ein tiefes Aechzen drang aus seiner Brust hervor, und hastig griff er mit der Hand in seine Brusttasche. Als er seine Hand wieder hervorzog, war sie nicht leer. Ein kleines Fläschchen hielt er krampfhaft in dieser Hand gefaßt, und er schaute auf dasselbe nieder mit einem Ausdruck von Entsetzen und verzweiflungsvoller Dual.

„Es muß sein!“ sagte er leise zu sich selbst. „Es ist das letzte Mittel. Es muß sein. Wenn sie sie verurtheilen, dann —“

Die Thüre zu dem Zimmer der Geschworenen öffnete sich wieder, und die Jury nahm wieder ihre Plätze ein, der Vorsitzende der Jury erhob sich von seinem Sessel und mit lauter feierlicher Stimme begann er zu sprechen:

„Mit zehn gegen zwei Stimmen haben die Geschworenen die Angeklagte des ihr zur Last gelegten Verbrechens für schuldig erklärt, aber ihr Verdict —“

Ein lauter, furchtbarer Schrei unterbrach ihn.

Man sah einen todbleichen Mann sich aus dem Zuschauerraum erheben und hastig mit der Hand den Geschworenen winken:

„Schweig! Schweigt! Ich habe für ihre Unschuld zu zeugen. Erwartet mein Zeugniß. Ich komme, Solanges, ich komme!“

Wenige Secunden später stand derselbe der Jury gegenüber.

„Ich komme, Zeugniß abzulegen für die Unschuld der Mademoiselle Solanges de St. Pierre,“ rief er mit lauter, tönender Stimme.

„Um das Zeugniß zu empfangen, müssen wir zuerst wissen, wer Sie sind und mit wem wir es zu thun haben,“ sagte der Präsident mit stolzer Würde.

„Ich bin der Marquis de St. Juste,“ erwiderte der Andere ruhig.

„Fragen Sie Mademoiselle Solanges, ob es so ist.“

„Auch ich,“ sagte Sir Arthus, indem er sich mit dem ihm zur Seite sitzenden Advocaten erhob, „ich fordere, diesen Zeugen anzuhören. Wir haben ihn die ganze Nacht gesucht, um ihn als Zeugen vernehmen zu können. Jetzt verlange ich, daß er gehört werde.“

Der Präsident wandte sich den beifühenden Richtern zu und sprach leise zu ihnen, dann bestete er den Blick auf Sir Arthus.

Der Gerichtshof hat beschlossen, den Zeugen zu hören, vorausgesetzt, daß er sich legitimiren kann, daß er wirklich derjenige ist, für den er sich ausgibt.“

Der Marquis zog mit bebenden Händen einige Papiere aus seiner Brusttasche hervor und überreichte sie dem Präsidenten.

„Hier, mein Herr, sind meine Papiere, die Zeugnisse meines Namens und meines Herkommens. Lesen Sie.“

Der Präsident las sie eilends und neigte dann das Haupt.

„Die Papiere sind richtig. Und nun, mein Herr, was führt Sie her und was haben Sie zu sagen?“

„Vergeben Sie, wenn ich in Allem, was ich zu sagen habe, mich kurz fassen muß, denn es bleibt mir nicht viel Zeit übrig, um zu sprechen,“ sagte der Marquis, jetzt hoch aufatmend, nach einer kurzen Pause.

„Ich habe Mademoiselle Solanges de St. Pierre seit Jahren geliebt. Ja, ich habe sie angebetet von dem Tage an, da ich in Paris das Glück hatte, sie mit ihrem Vater zu befreien und mit ihr der Guillotine zu entfliehen.“

„Ich hatte das Glück, mit Mademoiselle Solanges und ihrem Vater zusammen nach England zu gehen. In London ließen wir uns nieder und haben dort Jahre lang in inniger Freundschaft mit einander gelebt. Der Graf liebte mich, doch seine Tochter theilte zu meinem tiefen Unglück dies Gefühl nicht.“

Dennoch in meiner glühenden Leidenschaft wagte ich es, immer noch auf die Zukunft zu hoffen. Und vor wenigen Monaten ging ich so weit, den Grafen um die Hand seiner Tochter anzuflehen. Er bewilligte sie mir und in seiner thörichtesten Vorliebe für mich war er so hart und grausam, um von seiner Tochter zu begehren, daß sie meine Hand annehme und sich meine Braut nenne. Sie weigerte sich anfangs dessen, dann in ihrer engelsgleichen Güte und in ehrfurchtsvollem Gehorsam gegen ihren Vater beugte sie sich seinem Willen und versprach, nach einem Jahr die Meine zu werden, auch sich bis dahin als meine Braut zu betrachten. Unglückliche Umstände, die nicht mich, sondern ihren Vater betrafen, veranlaßten Mademoiselle Solanges dann plötzlich die Wohnung ihres Vaters zu verlassen und sie ward die Gesellschafterin der Mistreß Timblestick. — Eines Tages, als ich den Grafen besuchte, empfing er mich mit zorniger Stimme, mit heftigen Vorwürfen und ich sah, daß er Alles wußte. Und ich muß es jetzt bekennen, — und möge Mademoiselle Solanges mir vergeben und möge Gott Gnade mit mir haben, ja, ich muß es bekennen, er wußte die Wahrheit, wußte, daß ich verheirathet war. Ja, meine Herren, die Liebe, die Leidenschaft hatte mich zu diesem elenden Betrug verleitet. Ich wußte, daß der Graf von meiner früheren Verheirathung nichts erfahren hatte. Ich wollte heimlich eine Scheidung von der ungeliebten Frau zu Stande bringen. Dann, so hatte ich beschlossen, wollte ich meine Religion ändern, um die Freiheit und das Recht zu haben, mich zu verheirathen. Jemand war vielleicht von meiner Frau beauftragt worden, mir und meinem Leben hier in London nachzuspüren, weil ich die Scheidungsklage in Frankreich eingeleitet hatte und meine Frau war es gewesen, welche den Grafen durch einen Brief von der Sachlage unterrichtete. Der Graf von St. Pierre war ohne Erbarmen, ich beschwor ihn, seine Tochter nichts wissen zu lassen, mir Zeit zu gönnen, um Alles zu ordnen. Doch mein Bitten und Flehen war vergebens, er war unnachgiebig, hart und streng; nur erlangte ich von ihm, daß er mit seiner Erklärung gegen Solanges bis zum nächsten Sonntag, wo sie zu ihm kommen würde, warten wollte. Ich verlangte dies, weil ich in meiner Verzweiflung zum Aeußersten entschlossen war und zu dem Aeußersten greifen wollte, um mein Geheimniß zu sichern, damit Mademoiselle Solanges es nicht erführe. Ich wußte, daß der Graf zuweilen von einem gefährlichen und tödtlichen Leiden befallen würde. Der Arzt selber hatte Mademoiselle Solanges gesagt, wenn in Folge irgend einer heftigen Aufregung ihr Vater wieder vom Herzkrampf befallen würde, dies seinen Tod zur Folge haben könnte. Der Arzt hatte ihm für den Fall, daß der Herzkrampf oder irgend eine Beängstigung ihn ergriff, einen beruhigenden Trank verordnet, von welchem er Morgens und Abends regelmäßig trinken sollte. Darauf baute ich meinen Plan. Dieser Trank war eine milchweiße Flüssigkeit. Ich verschaffte mir eine Flasche, ganz der ähnlich, in welcher die Arznei des Grafen sich befand. Ich braute einen Trank von Milch und Wasser und Drangensaft, ganz in Geruch dem gleich, welchen die Flasche des Grafen enthielt. Nur —“ er schwieg und schauderte in sich zusammen, dann raffte er sich mit einer letzten Krastanstrengung wieder auf, „nur daß ich zu dieser Flüssigkeit noch ein anderes Ingredienz hinzufügte, daß ich sie mit Arsenik versetzte. Das furchtbare Wort ist gesprochen, und jetzt muß ich um einen Moment der Ruhe und Erholung bitten!“

Wieder schauerte seine ganze Gestalt in sich zusammen, seine Hände schlossen sich, und ein krampfhaftes Beben und Zittern durchrieselte seine Glieder.

In dem Saale herrschte immer noch Todesstille. Bleich waren alle Gesichter, starr alle Blicke hingewandt auf den Marquis. Nach einer Weile richtete er das Haupt wieder empor und mit einer Stimme, die hohl und klanglos war, fuhr er fort:

„In der Frühe des nächsten Morgens ging ich, die Flasche in meiner Brusttasche verbergend, in die Wohnung des Grafen. Er lag noch in seinem Bette. Die Vorhänge waren zugezogen; er schlief. Hastig näherte ich mich dem Tisch, und es gelang mir, ohne ihn zu erwecken, die beiden Flaschen zu vertauschen. Ich steckte die andere Flasche zu mir, dann weckte ich ihn. Ich wollte noch einen letzten Versuch machen, ich wollte noch einmal ihn beschwören, Gnade zu üben und mein Geheimniß zu bewahren.“

Dann, wenn er es mir versprach, wenn er mir mit dem Wort eines Edelmannes schwor, Mademoiselle Solanges nichts ahnen zu lassen, dann wollte ich, wie durch Zufall, die andere Flasche von dem Tische niederstoßen, ich wollte ihn nicht tödten, wenn er gelobte, mich zu schonen. Doch er war ohne Erbarmen. Er zeigte mir den verhängnißvollen Brief. Man nannte ihm in demselben den Namen meiner Frau, den Tag meiner Vermählung, man sagte ihm, wo meine Frau wohne und daß sie nimmer einwilligen werde, sich von mir scheiden zu lassen. Während ich ihn beschwor, mir jenen Brief zu geben, damit ich ihn zerreiße, kündigten sich bei ihm die ersten Symptome seines Leidens an. In seiner Beängstigung erhob er sich von dem Lager, warf den Schlafrock über und setzte sich auf den Beinhocker vor seinem Bett.

Der Krampf aber ward heftiger. Er wollte den Beruhigungstrank nehmen, aber seine Hände zitterten so sehr, daß sie die Flasche nicht zu halten vermochten. Da hatte ich den furchtbaren Muth, selber ihm das Glas zu füllen und es ihm darzureichen. Er trank und gelobte mir mit feierlichem Schwur, daß er noch heute Mademoiselle Solanges benachrichtigen, daß er sie rufen lassen werde, um sie jenes anklagende Schreiben lesen zu lassen. Mit lauter Stimme rief er den Namen seiner Tochter. Da — Gott selber war es, der sie herbeigerufen — da öffnete sich die Thür, und Mademoiselle Solanges trat ein.“

Wieder schwieg er und lehnte matt das Haupt zurück in den Sessel.

Der Präsident wandte sich wieder der Angeklagten zu.

„Verhält es sich so?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte sie.

Der Marquis fuhr fort: „Als ich nach jener Scene in meine Wohnung heimkehrte, raffte ich alle meine Sachen zusammen und begab mich nach einer andern Gegend von London, um dort Quartier zu suchen. Ich wußte ja, daß mein furchtbares Mittel seine Wirkung thun würde, und obwohl ich hoffte, daß man den schnellen Tod des Grafen seinem Herzkrampf zuschreiben würde, so wollte ich doch in jedem Falle gesichert sein. Unter einem fremden Namen begab ich mich nach einem Boarding-House der City. Dort verblieb ich diese drei Tage. Dort vernahm ich, was sich begeben und daß man Mademoiselle Solanges angeklagt habe. Doch wollte ich der Gerichtsverhandlung beiwohnen und fest entschlossen kam ich hierher, daß, wenn es in meiner Macht stände, die Unschuld der Mademoiselle Solanges zu bezeugen, ich es thun wolle um jeden Preis, auch um den Preis meines eigenen Lebens. Ich hatte von der Anklage gehört und ich allein konnte mir zusammen reimen, was für jeden Andern unverständlich war. Ich konnte begreifen, daß Mademoiselle Solanges nichts ahnend, dennoch zur Mörderin von Mistreß Timblestick geworden. In dieser Ahnung bewaffnete ich mich selbst mit dem, was mir Noth that für den Fall, daß ich gezwungen werden möchte, die Wahrheit zu bekennen, bewaffnete mich mit dem Mittel, welches mich jetzt bald von hinnen führen wird. Ich habe Gift genommen, und ich fühle, es geht zu Ende. Meine Herren, jenes Gift, welches ich für den Vater bestimmt hatte, damit er mein unseliges Geheimniß der Tochter nicht verrathen könne, ward arglos von der Tochter der unglückseligen Frau gereicht, welche zu ihr kam, um von ihr ihre Brillanten zu fordern. — Nun, meine Herren, wissen Sie Alles, und nun, Mademoiselle Solanges,“ fuhr er fort, indem er mit der letzten Krastanstrengung sich erhob und zu der Zelle herantrat, in welcher Solanges saß, „nun beschwöre ich Dich, Du edles theures Wesen, gehe nicht ins Gericht mit mir. Sprich ein Wort der Gnade und des Erbarmens, damit ich, von Dir begnadigt, vor den ewigen Richter treten kann. Sage mir, daß Du mir verzeihen willst, daß Du —“

Das Wort erstarb auf seinen Lippen, und taumelnd stürzte er zu Boden nieder. Die Gerichtsboten eilten herbei, um ihm aufzuhelfen. Vergebens! ein letztes krampfhaftes Umsichgreifen der Hände, ein Todesröcheln, und Alles war vorbei.

Nach einer längeren Pause erhob sich der Präsident und sprach: „Der Verstorbene, der Marquis de St. Juste, unterbrach mich, da ich Ihnen eben den Ausspruch der Jury mittheilen wollte. Die Geschworenen haben entschieden, daß die Untersuchung der Leiche fortgesetzt werden solle. Auch hatten die Aerzte nicht auf diesen Ausspruch gewartet, sondern waren in ihren Untersuchungen fortgefahren, und ich erhalte soeben eine Botschaft von denselben. Sie bestätigen es mit ihrem Eid, daß die Timblestick nicht mit Arsenik vergiftet, sondern daß die Vergiftung durch Blausäure oder ein anderes ähnlisches Gift bewirkt worden sei. Demgemäß ist die Vergiftung der Timblestick nicht durch den Trank, welchen der Verstorbene, der hier vor uns liegt, für den Grafen de St. Pierre bestimmt hatte, bewirkt worden, sondern auf andere Weise. Auf's Neue erhebe ich im Namen des Gesetzes die Anklage gegen die Mademoiselle Solanges de St. Pierre. Sie bleibt in der Haft und wir werden morgen die Untersuchung fortsetzen. Es ist außerdem noch eine Zeugin aufgefunden worden, deren Zeugniß von der höchsten Wichtigkeit sein kann. Das ist die Kammerjungfer der Mademoiselle Solanges, welche in ihren Diensten war, so lange sie selbst sich im Hause der Mistreß Timblestick befand. Sie hat sich selbst als Zeugin gemeldet, und wir werden sie morgen vernehmen. Die Sitzung ist aufgehoben und wird morgen fortgesetzt.“

XXIII.

„Sir John Hood, Mylady!“

Das Auge Lady Editha's blitzte auf in Unwillen und Zorn.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich heute Niemanden sprechen will, Niemanden annehmen kann?“

„Ja, Mylady, und ich habe es auch Sir John Hood gesagt, aber er will sich durchaus nicht abweisen lassen. Er sagt, er habe

Mylady in sehr wichtigen und dringenden Angelegenheiten zu sprechen.“

Sie schrak leise zusammen und winkte, Sir John Hood einzulassen.

Dann, als sie allein war, trat sie zum Spiegel und warf einen hastigen Blick auf ihr eigenes Bild.

„Ruhig, Editha, ruhig,“ sagte sie zu sich selbst.

Und als Sir John Hood eintrat, war ihr Angesicht wieder so kalt und stolz, wie er es zu sehen gewohnt war.

„Wirklich, Sie sind unvergleichlich,“ sagte sie, mit kaltem Hohn ihn begrüßend. „Man sagt Ihnen, daß ich krank und leidend sei, und Sie haben gar kein Mitleid und kein Erbarmen, sondern bestehen darauf, mir Ihre Gesellschaft aufzudringen.“

„Ja, ich bestehe darauf,“ sagte Sir John Hood, ihre Hand, welche sie ihm nicht darreichte, ergreifend und an seine Lippen drückend. „Ja, meine allerschönste und gnädigste Fürstin, ich bestehe darauf, Sie zu sprechen, und ich bitte, daß Sie mir erlauben wollen, mich zu Ihnen zu setzen. Denn wir werden wahrscheinlich eine lange Conversation haben.“

Sie sah ihn befremdet an. Es war Etwas in seinem Ton und seiner Weise, was ihr mißfiel. Eine kleine Nuance von Vertraulichkeit, ja von Geringachtung, die Sir John Hood sie früher niemals hatte fühlen lassen.

„Ich komme zuerst, um Ihnen mein Bedauern auszudrücken, Mylady,“ sagte Sir John Hood, nachdem er Lady Editha zu der Chaise longue geführt und neben ihr auf einem Sessel Platz genommen hatte. „Man erzählte mir im Club, Ihr Vater, Lord Pembroke, habe gestern Nacht in seinem Spielalon ein kleines Kencentre gehabt. Man habe ihn des falschen Spiels bezichtigt, und auch Sie seien in den Streit gezogen worden. Ich bin trotzlos, daß ich gerade diese Nacht nicht im Spielzimmer war,“ fuhr Sir John Hood fort. „Ich, das glauben Sie mir, Lady Editha, ich würde Sie beschützt haben, und Niemand hätte gewagt, Sie in meiner Gegenwart zu beschimpfen. Aber leider war ich diese Nacht verhindert, zu erscheinen, denn ich war anderweitig beschäftigt. Wissen Sie womit?“

„Ich weiß es nicht, Sir John Hood,“ erwiderte sie kalt.

„Ich gestehe Ihnen auch, daß ich durchaus nicht neugierig bin, es zu erfahren.“

„Aber ich bin begierig, es Ihnen zu sagen,“ lächelte Sir John Hood. „Ich war mit Ihnen beschäftigt, Lady Editha.“

„Mit mir?“ fragte sie erstaunt.

Sir John Hood nickte.

„Mit Ihnen, und ich will Ihnen sagen, was ich that. Ich war beschäftigt mit den Vorbereitungen zu unserer Abreise.“

„Unserer Abreise?“ wiederholte Lady Editha. „Wirklich, Sir John Hood, ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden mich bald verstehen,“ sagte er, sich leicht verneigend. „Hören Sie, Lady Editha. Haben Sie schon in Ihrer Morgenzeitung den Bericht über die gestrige Gerichtsverhandlung gelesen?“

„Nein,“ erwiderte sie ruhig. „Ich werde ihn auch nicht lesen und ich bitte Sie, sprechen Sie mir von dieser Sache nicht. Ich verabsichere die Gerichtsverhandlungen immer, aber in diesem Falle würden sie mir schmerzlich sein.“

„Doch Sie müssen davon hören,“ erwiderte Sir John Hood lebhaft. „Ich war gestern Zeuge der Verhandlungen und war auch heute bei denselben anwesend. Ich komme eben aus dem Gerichtssaal, Lady Editha. Die Verhandlungen sind noch nicht beendet, doch hielt ich es für notwendig, sogleich zu Ihnen zu kommen.“

„Zu mir? Und was habe ich mit dieser Sache zu schaffen?“ fragte Editha, stolz das Haupt emporwerfend.

„Es handelt sich um Ihre Zukunft, Lady Editha, verstehen Sie mich wohl, vielleicht um Ihr Leben.“

Sie schrak zusammen und warf einen raschen Blick voll Entsetzens und Angst auf Sir John Hood; dann nahm ihr Antlitz wieder seine gewohnte Ruhe und Kälte an.

„Nun denn, ich will Sie hören,“ sagte sie.

Und Sir John Hood erzählte ihr jetzt die ganzen Verhandlungen des gestrigen Tages. Lady Editha hörte ihm mit ruhiger Fassung und kalter Aufmerksamkeit zu. Nur als er von dem Schluß der Sitzung sprach, als er sagte, daß die Aerzte die Erklärung abgegeben, Mistreß Timblestick sei nicht in Folge von Arsenikvergiftung gestorben, sondern es sei eine andere Art der Vergiftung, Blausäure oder eine ähnliche künstliche und seltene Mischung habe ihr den Tod gegeben, nur da bebte sie leise in sich zusammen, und ihre Hände zuckten in tödtlichem Schreck. Sir John Hood sah es, und ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Lippen hin.

„Die Sitzung ward also aufgehoben und auf heute vertagt,“ fuhr er, leise mit dem Haupte nickend, fort. „Man wollte noch von den Chemikern neue Versuche anstellen lassen, um die Art des Giftes genauer bestimmen zu können. Außerdem wollte man noch eine Zeugin vernehmen, welche sich selber zum Zeugniß gemeldet und deren Aussage, wie der Präsident erklärte, von der höchsten Wichtigkeit sei. Und nun, Lady Editha, bevor ich Ihnen erzähle, was sich heute in der Gerichtsverhandlung begab, habe ich noch eine Bitte an Sie.“

„Und diese Bitte ist?“ fragte Lady Editha.

„Daß Sie die Gnade haben wollen, mir einen Moment das kleine Fläschchen zu zeigen, welches ich neulich so glücklich war, Ihnen zu Füßen legen zu dürfen.“

„Welches Fläschchen?“ fragte sie mit dem Anschein des Erstaunens.

„Das kleine mit Brillanten besetzte Fläschchen, das Sie an jenem Morgen, da Sie mich in Begleitung Ihres Vaters mit Ihrem Besuche beehrten, die Gnade hatten, von mir anzunehmen. Ich erinnere mich eben, daß ich dem Juwelier versprochen, ihm eine Zeichnung von diesem Fläschchen zu geben, weil ich ganz genau mir ein eben solches wollte machen lassen. Ich bitte Sie, Lady Editha, einen Moment lassen Sie es mich sehen.“

Sie sah ihn mit einem scheuen raschen Blick an, dann trat sie an ihren Schreibtisch, und eine der Schatullen desselben öffnend, nahm sie aus denselben das Etui mit der Flasche hervor.

„Hier ist es,“ sagte sie ruhig. „Ich will Ihnen einen Voranschlag machen, Sir John Hood! Bemühen Sie den Juwelier und sich selber nicht. Lassen Sie sich nicht ein neues Etui anfertigen, sondern behalten Sie dies. Nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück.“

„Nicht doch,“ sagte er lächelnd. „Es wäre allerdings bequemer und angenehmer für Sie, Lady Editha! Doch es muß in Ihren Händen bleiben!“

Er betrachtete das Fläschchen aufmerksam und nahm es aus dem Etui heraus.

„Es ist so, wie ich dachte,“ sagte er dann nickend. „Das Glacé ist geöffnet. Ich sehe es hier an dieser Stelle. Das Gold ist fast geworden, weil die scharfe Essenz beim Herausfließen eine kleine Feuchtigkeit zurückgelassen.“

„Wie,“ sagte Lady Editha, hochaufathmend. „Sie meinen? —“
 „Ich meine nicht, ich weiß, Lady Editha,“ erwiderte er ruhig. „Eine unwürdige Aeußerung, von Ihnen in der Oper deutlich gethan, ließ mich ein Geheimniß ahnen. Da mich Alles, was Sie betrifft, Milady, interessiert, so forschte ich und entdeckte Ihr Geheimniß! Die Folge davon war, daß ich eine zu den erwähnten Gerichtsverhandlungen sehr wichtige Zeugin verbar. Doch heute nach meinem Willen und meiner Absicht ließ ich die Zeugin erscheinen, weil ich mit allen Vorbereitungen zu unserer Abreise und Trauung fertig war.“

Sie schnellte von ihrem Sitz empor, als habe eine Schlange sie verwundet.

„Sir John Hood, was sagen Sie da?“

„Ich sage, was ich beschloffen und was ich mir wohl überlegt habe. Seien Sie ruhig, Lady Editha, und hören Sie! Jetzt komme ich zu der heutigen Sitzung: Man hatte also gestern nach dem dramatischen Erscheinen des tollen Marquis, welcher dem Vorsitzenden der Jury das letzte Wort von der Lippe abschneidete und damit noch eine neue Aufnahme der Verhandlungen nöthig machte, erkennen müssen, daß Solanges, wenn die Timblestick mit dem Glase Wasser, welches sie ihr darreichte, nicht vergiftet worden, das unschuldige Opfer eines von einem Anderen begangenen Verbrechens geworden sei. Aber Solanges hatte während der ganzen Verhandlungen schon immer behauptet, daß die Timblestick gar nicht von dem Trank genossen habe, sondern daß das Glas ihren zitternden Händen entglitten und über ihr Kleid ausgeschüttet worden sei. Doch jedenfalls stand fest, daß die Timblestick vergiftet war. Man entließ Solanges also nicht aus ihrer Haft und wollte heute die Verhandlungen wieder aufnehmen, um so mehr, als gestern gerade vor dem Schluß der Sitzung gemeldet wurde, die Kammerjungfer, welche Mademoiselle Solanges während ihres Aufenthaltes im Hause der Timblestick bediente, habe sich zum Zeugniß gemeldet. Gleich am andern Morgen nach der Katastrophe war dieselbe aus dem Hause der Timblestick verschwunden und Niemand hatte sie auffinden können. Das heißt,“ fuhr Sir John lächelnd fort, „ich hatte sie aufgefunden. Ich, Lady Editha, ich war in der Frühe des Morgens hingegangen, um meine Nachforschungen zu halten und ich ließ mir von dieser Kammerjungfer Alles erzählen, was sich am Tage vorher begeben. Damit sie mir ausführlicher erzählen könnte, nahm ich sie mit mir und ließ sie in meinem Hause logiren. Umständlich erzählte sie mir dort, was sich an jenem Tage in dem Hause der Timblestick zugetragen. Sie erlauben doch, daß ich es Ihnen mittheile? Doch nein, sprechen wir zuerst von der Gerichtsitzung. Es war also dasselbe dramatische Arrangement von gestern: Die Zuschauer-Tribüne dicht besetzt von Neugierigen, welche mit athemloser Theilnahme die schöne Mademoiselle Solanges betrachteten, die in ihrer kleinen Loge saß und wirklich von rührender Schönheit war. Nicht mehr so bleich und kummervoll wie gestern, sondern mit dem aufstrahlenden Lichte der Hoffnung in dem schönen, unschuldigen Angesicht. Sir Arthur stand neben ihr und schaute sie an mit so zärtlichem Blick, daß Jedermann in demselben das Geheimniß seines Herzens lesen konnte. — Nun begannen die Verhandlungen: Zuerst ward der neue Zeuge, der sich gemeldet hatte, vorgerufen. Das war eben die Kammerjungfer Mary. Der Präsident forderte sie auf, genau zu erzählen, was sich an jenem Tage begeben, und sie that es. Sie erzählte von dem heftigen Zwist, der sich zwischen ihrer Herrin und Mademoiselle Solanges erhoben, und wie Solanges bleich und zitternd sie gerufen. Während man in dem Gesellschaftszimmer die lauten Stimmen der Timblestick und ihres Sohnes vernommen, hätte Solanges ihr befohlen, sogleich einen Wagen holen zu lassen und dann ihr behilflich zu sein, ihre Sachen einzupacken. Sie hätte einen Diener beauftragt, einen Wagen zu holen, und eilends dann hätte sie die Sachen der Mademoiselle in ihren Koffer gethan. Das Gut, welches nachher die traurige, mittelbare Veranlassung zu dem Tode der Wittfrau Timblestick gewesen, hatte Mary, wie sie feierlich und eidlisch aus sagte, selbst in den Koffer gelegt, ohne zu ahnen, daß es nicht das Eigenthum von Solanges sei. Während die Kammerjungfer die Sachen packte, hätte Solanges hastig einige Worte geschrieben und das geschriebene Papier eingeseiegelt, adressirt und auf den Tisch gelegt. Dann wäre der Diener gekommen, um zu melden, daß der Wagen da sei. Er habe die Sachen heruntergetragen, und Solanges war von dannen gefahren. Mary hatte sie zu dem Wagen begleitet, dann war sie zurückgekehrt, um noch einmal nachzusehen, ob Solanges nichts vergessen habe. Da trat Wittfrau Timblestick ein, fand das Billet und las es in heftiger Aufregung. Später befahl sie, ihren Rechtsanwalt herbeizuholen und mit demselben fuhr sie dann gleichfalls von dannen. Nun bitte ich Sie, Lady Editha, aufzumerken, was sich begab, während die Timblestick ihr Haus verlassen hatte. Es erschien ein Groom und brachte ein kleines Kistchen mit einem Briefchen dabei. Wissen Sie vielleicht, von wem der Groom kam?“

Sie erwiderte nichts, sondern winkte ihm mit der Hand, fortzufahren.

„Weiter,“ sagte sie leise, „weiter!“

„Der Groom sagte, er solle das Kistchen und den Brief unmittelbar an diejenige übergeben, an welche das Briefchen adressirt sei: An Mademoiselle Solanges de St. Pierre. Die Kammerjungfer erwiderte ihm, daß dieselbe nicht anwesend sei und daß sie nicht wisse, wohin sie sich begeben. Sie rieth dem Groom, das Packet zurückzunehmen und seiner Herrin wieder hinzutragen. Doch der Groom hielt eine andere Auskunft für bequemer und bat die Kammerjungfer, das Packet an sich zu nehmen und, wenn sie erfahren, wo Mademoiselle Solanges wohne, es ihr hinzuschicken. Mary ist ein gutmüthiges und gefälliges Ding und sie erfüllte die Bitte des Groom. Sie behielt das Packet und den Brief und deponirte Beides in dem Wohnzimmer der Timblestick, um, wenn dieselbe heimkehre, ihr Bericht zu erstatten. Und nun, Lady Editha, wollen Sie noch behaupten, daß der Zufall nicht ein böser Dämon ist und daß er nicht die Karten noch besser zu mischen versteht, wie Lord Pembroke? — Lady Timblestick kehrte endlich heim. Sie war in furchtbarer Aufregung, sah bleich und leidend aus und begab sich sofort in ihre Gemächer. Was weiter geschah, wußte Mary nicht. Sie hörte nur auf einmal ein entsetzliches Geschrei und Alle stürzten hinein in das Wohnzimmer der Timblestick. Sie lag lang ausgestreckt auf dem Fußboden und hielt ein Papier und eine Rose in der Hand. Hören Sie, Lady Editha, ein beschriebenes Blatt Papier und eine Rose. Sie verstehen mich doch?“

Er hielt seine Blicke fest und unverwandt auf sie gerichtet, aber sie, die sonst so stolze, kalte und hoheitsvolle Lady Editha, sie wagte es nicht, seinem Blicke zu begegnen und saß gebeugt und gesenkten Hauptes ihm gegenüber.

„Alle waren, wie Mary berichtete, in der furchtbarsten Aufregung, Alle schrien durcheinander. Man holte die Aerzte, man überschwemmte das Angesicht der Lady mit Essenzen und starken Mixturen, und es gelang, sie aus ihrer Betäubung wieder aufzuwecken. Sie gab ihr Zeugniß ab gegen Solanges und klagte sie des Giftmords an. Während sie sprach, entglitt die Rose ihrer Hand. Niemand achtete darauf. Mary nahm die Rose und auch das Blatt Papier. Sie that es, ohne selbst zu wissen, weshalb. Vielleicht aus Neugierde, vielleicht, um ein kleines Andenken an die Verstorbenen zu haben. Eine Knospe von dieser Rose indes war in der krampfhaft geschlossenen Hand der Timblestick zurückgeblieben und es fiel der kleinen klugen Mary auf, daß, als der Hund der Timblestick beschneppernd sich der Hand näherte, in welcher sie die Rose hielt, das Thier mit einem lauten Ausschrei zusammenstürzte und starb. Sie hüthete sich also wohl, an der Rose, die sie sich behalten, zu riechen. Sie steckte Beides, Rose und Papier, vorsichtig in ihre Kleidertasche. — Dies Alles sagte heute in der Gerichtsverhandlung die kleine Mary aus, und Sie können denken, welche Sensation diese Aussage sowohl bei den Richtern, wie bei allen Zuhörern hervorbrachte. — Die Hauptfrage war nun: von wem war jenes Briefchen und jenes Packet geschickt worden? Darauf kam Alles an und dies sollte Mary bekennen. Sie erklärte, daß sie es nicht wisse, daß der Groom es ihr nicht habe sagen wollen und daß sie die Handschrift jenes Briefchens nicht habe lesen können. Der Präsident fragte sie, ob sie im Besitz des Briefes sei? Sie bejahte das, doch meinte sie, sie wüßte nicht, wohin sie es gelegt. Sie habe sich gleich nach dem Morgen der furchtbaren Katastrophe, von Grausen und Entsetzen ergriffen und fürchtend, daß die Nähe der Leiche ansteckend sein könne, sich aus dem Hause entfernt und ihre Sachen eilends zusammengepackt und mit sich genommen. Doch wolle sie unter denselben suchen, sie sei überzeugt, sowohl die Rose, als auch das Briefchen zu finden. Es war indes spät geworden. Die Sitzung ward aufgehoben und auf den nächsten Tag vertagt. Mary ward vereidigt und ihr befohlen, am nächsten Tage, das heißt morgen, wieder zu erscheinen. Morgen also, Lady Editha, wird Mary mit dem Briefchen und der Rose erscheinen. Und man wird dann wissen, wer jene Rose gesandt, welche der armen Lady Timblestick den Tod gab, anstatt der Mademoiselle Solanges, für welche sie bestimmt war. Wollen Sie statt Mademoiselle Solanges nach Newgate gehen, um dann auch als Schauspiel zu dienen, von den Zuschauern begafft zu werden und dem Ausspruch der Jury sich zu unterwerfen? Wollen Sie die Schmach und Schande auf sich nehmen?“

Als die Erstarrte nicht antwortete, fuhr Sir John mit erhobener Stimme fort:

„Ich sage Ihnen, Lady Editha, Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie müssen sich sofort entscheiden. Hier ist meine Hand. Legen Sie die Zügel hinein und Alles ist gesagt. Und von der Kirche auf die See!“

Sie hob langsam ihre Hand empor, und kalt und starr war diese Hand, als sie sie in die heiße, glühende Hand des Sir John Hood legte.

Er stieß einen Freudenschrei aus, schlang seine Arme um sie und küßte ihre Lippen.

Und sie mußte es dulden und durfte ihn nicht ahnen lassen, daß ihr Herz sich aufbäumte in Zorn und Schmerz! Sie schloß die Augen, um das triumphirende Antlitz, das so nahe dem ihren war, nicht zu sehen.

Zwei Stunden später lichtete die Nacht des Sir John Hood die Anker und fuhr aus dem Hafen der Themse hinaus in das offene Wasser.

XXIV.

Ganz heimlich hatte Sir John Hood seine Vorbereitungen getroffen, hatte sein ganzes kostbares Aemblem in den letzten Tagen schon verpacken und aufladen lassen. Seine treuen Kubbier hatten Alles in ihrer schweiglichen stillen Weise vollbracht.

Niemand wußte, daß auf dem Schiffe sich auch die Kammerjungfer Mary befand, deren Aussage heute in der Abendzeitung so viel Aufsehen erregte, und um doreitwillen am anderen Morgen die Zuschauer die Pforten von Newgate umlagerten, um dem weitem Verhör beizuwohnen.

Doch es war vergeblich, daß der Präsident die Zeugin aufrief. Sie erschien nicht und Niemand konnte Auskunft über ihr Verbleiben geben. Man mußte also die Sitzung aufheben, und man mußte, da alle Nachforschungen nach der Zeugin vergeblich waren, endlich auch die ganze Angelegenheit befeitigen. Gegen Solanges konnte keine weitere Anklage aufrecht gehalten werden. Man sprach sie frei „wegen mangelnder Beweise“ und entließ sie aus der Haft.

Sir Arthur holte sie aus dem Gefängniß ab. Sein Wagen stand vor der Thür, und er bot ihr die Hand, um sie hinein zu heben, dann folgte er ihr.

Hand in Hand saßen sie da, und schauten sich an mit einem seligen Lächeln.

„Solanges,“ flüsterte Arthur, „vorüber nun sind die bösen Tage, und Gott wird geben, daß ich von nun an Dir nur glückliche und gute Tage bereiten kann.“

„Gott wird geben, Arthur, daß ich Dir lohnen kann für Deine Treue und Liebe,“ erwiderte sie lächelnd. „Ich will Dir nun auch ein Geheimniß künden, Arthur. Ich habe Dich geliebt von dem ersten Moment an, da ich Dich sah.“

Der Wagen hielt vor einer Kirche an, und der bereit stehende Diener öffnete den Schlag.

Am Arm ihres Geliebten trat Solanges ein in die heiligen Hallen. Die beiden alten Advocaten empfingen sie am Altar. Sie, die Zeugen ihrer Unschuld, sollten jetzt auch die Zeugen ihres Glückes sein. Der Priester stand bereit. Die Kerzen brannten und ein glückliches Brautpaar beugte seine Kniee und empfing Hand in Hand die heilige Weihe ihres Liebesbundes.

Um dieselbe Zeit stand Lady Editha Hastings, jetzt die Gemahlin des Sir John Hood auf dem Verdeck des Schiffes und schaute hinaus auf das Meer, das in hohen Wogen das Schiff umrauschte. Sir John Hood stand neben ihr und mit einem seltsamen Blick voll Hohn und Spott betrachtete er das stolze bleiche Angesicht seiner Gemahlin, die seine Nähe gar nicht zu beachten schien und gedankenvoll immer noch die Augen hinauszuweifen ließ über das Meer.

„Du scheinst mir heute in schlechter Stimmung zu sein, meine

Liebe,“ sagte er mit kaltem, höhnlichem Ton. „Ich bemühe mich vergeblich, Dir in der alten Weiße Schmeicheleien zu sagen, es scheint Alles vergebens. Aber ich bin nicht mehr der Sklave der schönen Editha, sondern ich bin ihr Herr. Sieh mich nicht so stolz und verächtlich an, meine theure Editha. Ich bin Dein Herr und ich gedanke, es auch zu bleiben,“ fuhr er fort. „Du bist mein Eigenthum, und Du sollst es nie vergessen, daß ich dies mein Eigenthum vom Tod und von der Schande errettet habe. Du sollst demüthig werden! Wir kehren jetzt nach Indien zurück! Ich werde Dich mit Glanz und Pracht umgeben, weil Du meine Gemahlin bist. Doch höre dies: Ich will nicht, daß Du in Indien Dein altes Spiel wieder beginnst und Deine Kräfte aufs neue übst. Ich will keine Nebenbuhler haben, wie sie Lord Hastings hatte. Sie brachten ihm den Tod, doch ich sage Dir dies Eine, Editha, ich werde es nicht machen, wie Lord Hastings, ich werde mich nicht wie er zu Deiner Ehrenrettung schlagen, ich werde Dich schlagen, Editha, wenn Du mich zum Zorne reizest, das bedenkst und das vergiß niemals!“

Sie sprach kein Wort. Sie klagte nicht. Doch in ihr klagte und schrie es:

„Dein Leben wird eine Hölle sein. Doch Du mußt die Hölle tragen, denn Du bist eine Schuldige, und das Schicksal ist gerecht. Es straft die Schuldige!“

Ein Strahl der Abendsonne traf in diesem Moment ihr bleiches, stolzes Antlitz. Derselbe Strahl vielleicht, der eben das glückliche Paar beleuchtete, welches auf dem Balcon des Gartens stand und selig zum Himmel aufblickte!

E n d e.

Zur Bevölkerungsstatistik des Erdballs.

Die Erde ist bewohnt von 1,380,000,000 Menschen. Davon gehören 380,000,000 zur kaukasischen, 580,000,000 zur mongolischen, 200,000,000 zur äthiopischen, 220,000,000 zur malaisischen Race und 1,000,000 Indianer in Amerika. Diese sprechen 3064 Sprachen und bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Es sterben jährlich 33,333,333 Menschen, jeden Tag 91,954, stündlich 3730, in jeder Minute 60, in jeder Secunde 1 Mensch. Der Verlust an Todten wird durch eine gleiche Zahl von Geburten ausgeglichen. Das mittlere Lebensalter beträgt jetzt im Durchschnitt 33 Jahre. Der vierte Theil der Bevölkerung stirbt vor dem 7. Jahre, und die Hälfte vor dem 17. Von je 10,000 Menschen erreicht immer nur einer das hundertste Jahr, von je 500 einer das achtzigste, von je 100 einer das fünfundsiebzigste. Verheirathete leben länger, als Unverheirathete, und große Personen länger, als kleinere. Bis zum 50. Jahre haben die Frauen bessere Chancen für die Lebenserhaltung, von da ab werden diese bei beiden Geschlechtern gleich. Von je 1000 Personen verheiratheten sich 65, und es sind gewöhnlich die Monate Juni und December diejenigen, in denen die meisten Hochzeiten gefeiert werden. Die im Frühjahr geborenen Kinder sind kräftiger, als die zu anderen Jahreszeiten geborenen. Geburten und Todesfälle pflegen mehr in der Nacht, als am Tage einzutreten. Die Zahl der zum Waffendienst fähigen Leute beträgt den achten Theil der mannbaren Bevölkerung.

Fr. B.

Das Armband.

Um eine ästhetische Wirkung durch das Armband zur Hebung des Teints und Verschönerung des Armes überhaupt zu erzielen, muß dasjenige, was stark, schwellend und umfangreich erscheinen soll, mit engem Ringwerke umschlossen werden, damit es den Anschein habe, als ob die goldene Fessel die Fülle zusammenhalte. Diese Wirkung wird noch gesteigert, wenn der Schmuck als schlangenförmige Spirale den Oberarm umwindet.

Um das Handgelenk, welches mehr fest und elastisch erscheinen soll, bevorzugen wir das lockere Armband, das sich den Bewegungen des Armes spielend anschließt.

Es ist heute nicht mehr Mode, Schmuckkreise um den Oberarm zu legen, wiewohl es für das Auge einen angenehmen Ruhepunkt gewähren würde, wenn bei den jetzt sehr kurz getragenen Aermeln die goldene Spange den Oberarm proportional gliederte. Wir hatten übrigens auch Modeperioden, in denen der lange Handschuh bis zum kurzen Aermel hinaufreichte und dort von dem Armband festgehalten wurde, wozu namentlich elastische Ringe dienten.

Die Spirale um den Arm haben sich in der Gunst der Frauen erhalten, insbesondere die Schlangerringe, deren historischer Ursprung bis zu den Bacchantinnen zurückleitet. Frauen, welche bei den Bacchanten tanzten und zugleich mit wirklichen Schlangen, die sie um ihren Hals und ihre Arme wanden, allerhand Spiele trieben, wie sie noch heute bei den Gaukeleien im Oriente vorkommen, gaben dazu Veranlassung. Die Bacchantinnen in ihrer Zierrath von den Bildhauern Griechenlands dargestellt, boten für die spätere Armringtracht Muster zur Nachahmung.

Das lockerhängende Armband, die aus Gliedern oder Ringen ineinander greifende Kette ist eine zweite beliebte Art, welcher die Neger und Indianer instinctiv huldigen, da der lose umgelegte Ringschmuck am Handgelenke dessen Nachgiebigkeit amüthig begleitet, was selbst die Naturvölker sehr richtig empfinden.

Die Spange oder das goldene ungliederte Armband mit einem Schloß, entweder durch eine symbolische Verzierung, einen Edelstein oder eine Gemme geschmückt, wie ein solches die Abbildung darstellt, gehört zu einem vornehmen Repräsentationsanzeuge der Frau; der Armreif dagegen mit den ineinander geschlungenen Händen — ein Symbol der Freundschaft und Treue, zu Verlobungsgechenken gern benutzt, gebrüht vorzugsweise den jungen Mädchen. Der zweite von uns gegebene goldene Armreif zeigt eine Frauen- und Männerhand in einen Perlenkranz auf Emailgrund ineinander gelegt; den erstern umschließt eine Zadenmandette und ein Armband mit Zwielfschloß, die letztere ist von einem glatten Mantelarmel umgeben.

Das Armband ist in unserer Zeit ein speciell weiblicher Schmuck; häufiger sehen wir noch, daß Männer Ringe in den Ohren oder gar nur in einem Ohre tragen, als daß sie Armbänder anlegen, was auch zu den Hörenarmeln der männlichen Kleidung schlecht passen würde, selbst die feine Stulpmantel der Frau läßt kaum ein Armband zu. Ueberhaupt nimmt sich

dieser Schmuck weder über dem Handschuh noch auf dem Ärmel so vortheilhaft aus wie auf dem bloßen Arm, z. B. bei offenen hängenden Ärmeln am Handgelenk, oder bei ganz kurzen am Handgelenk und Oberarm.

Die drei bezeichneten Arten: Spirale, Gliederarmband und glatte Spange gestalten eine große Abwechslung in der Form, es muß jedoch das schöne Maß in Breite und Weite bei jeder Art eingehalten sein, damit bei der Bewegung des Armes kein die Ohren belästigendes Geklapper durch das Armband herbeigeführt werde, noch sein Anblick an eine Vinde oder ein Serviettenband erinnere. Gehänge und Breloques sind ebenjowenig an Armbändern statthaft; wir bemerkten bereits Riechfläschchen, Balsambüchsen, kleine Uhren, Medaillon-Portraits und Petschafte baumelnd an dem Armgelenk.

Früher trug man stets „ein Paar“ Armbänder sowohl an dem Oberarm wie an dem Handgelenk beider Arme; später wurde es jedoch Mode, mehrere Armringe übereinander und nur an dem rechten Handgelenk — wie die Griechinnen bei dem Peplos, der den linken Arm immer deckte — zu tragen, um dadurch einen Reichtum an gleichartigen Schmuckgegenständen darzuthun oder auch um Erinnerungsgaben von verschiedenen Personen gleich hoch zu ehren.

Bei einem vollständigen Schmuck muß das Armband zu dem Collier und Diadem, den Ohrgehängen und der Broche in Uebereinstimmung sein, und es ist nicht geschmackvoll, neben einem echten, kostbaren, zum kompletten Schmuck gehörenden Armband ein weniger werthvolles, mag es dem Herzen noch so theuer sein, zu tragen; es wird dadurch gegenständig die Wirkung geschwächt.

Hart und ungeschicklich waren die farbigen chinesischen Glasreife, die den Arm bei jedem Anlehnen drückten und noch weniger elegant ausfahen, wenn das durchsichtige und zerbrechliche Glas mit Silber- oder Goldblättchen verziert war, die sich leicht abrieb. Holzperlen, heimerne Ringe und Set nehmen denselben Rang ein; amüthiger schon sind Bernstein- und Korallen-Perlen um den Arm gewunden. Auch Schnallen waren eine Zeitlang an den Armbändern sehr beliebt, z. B. solche mit weißem Perlenrand und goldenen Zinken zu schwarzen Sammetbändern, oder goldne Schnallen mit Edelsteinverzierung.

Die aus elastischen Haarketten künstlich verschlungenen Armbänder mit zierlichen Goldschloßchen sind heute noch beliebt, wenn auch im Ganzen die Haararbeiten nur noch ausnahmsweise cultivirt werden, aber man imitirt solche auch häufig aus Seide.

Da Schlüssel, wie sie an Armbändern gewöhnlich gemacht werden, leicht aufspringen und das Verlieren derselben zur Folge haben, kam man darauf, das elastische und das weite Armband, welches sich über die Hand streifen läßt, zu erfinden. Das Armband durch eine Kette mit dem Fingerringe zu verbinden, wurde ebenfalls, aber nicht zu Gunsten des guten Geschmacks, als Mittel der Vorsicht angewandt.

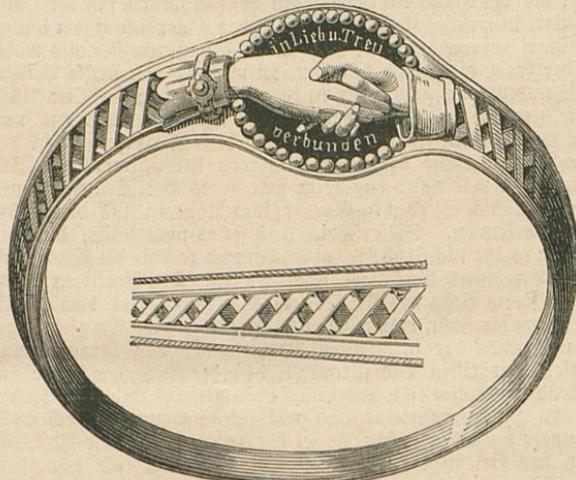
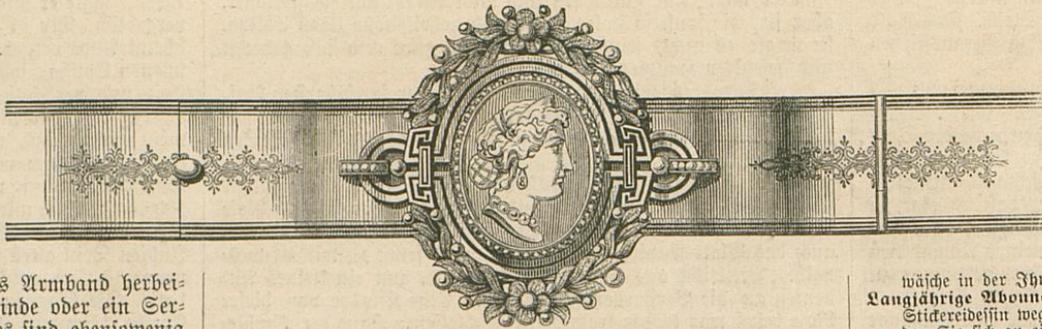
Eine Inschrift oder ein Motto wird am besten auf der inneren Seite des Armbandes angebracht, wie dies ja auch bei den Trauringen üblich ist. Ein Abschieds- oder Liebeswort, das mit der Gabe verbunden wurde, und den eigenen oder den Namen des Gebers trägt man auch nicht zur Schau. Die Mode, den Namen des Lieblingshündchens in das Armband graviren zu lassen und eine Art Hundehalsband am Arme zu tragen, ist, wie sich voraussehen ließe, nur eine vorübergehende gewesen.

Silberne Armbänder, sowohl Ketten wie Schlangen mit Juwelenaugen, waren lange sehr beliebt; doch ist nur mattes Silber zu Schmuckgegenständen passend, jedoch nicht unmittelbar auf dem bloßen Arm getragen, da es niemals in dieser Anwendung eine günstige Wirkung hervorbringen kann. Als Material für Armbänder ist nur Gold mit Email- und Edelsteinverzierung als vortheilhaft schmeidend anzurathen.

Jan Daniel Georgens.

Correspondenz.

- Grifa. Sie können als Trauzugin sowohl ein weißes Tüllkleid mit Garnitur von Feldblumen, als auch ein Leberkleid von weißer Gaze mit eingewebtem Blumenplein zu einem Unterkleid von weißem Mull oder hellfarbiger Seide wählen.
M. F. in D. und F. C. in H. Arrangiren Sie aus der nicht mehr modernen Mode ein Leberkleid in der Weise der Abbildung Nr. 54 auf Seite 192 des Bazar d. J. und tragen Sie dasselbe zu einem Unterkleide von grauem oder schwarzem Taffet.
Cl. N. in Ch. Einen neuen Holzstorb mit Stickerie wird die nächste Arbeitsnummer des Bazar bringen. Die betreffenden Garbetobegenstände senden Sie in eine chemische Wasch- und Reinigungsanstalt.
Eine langjährige Abonnentin. Die von Ihnen erwähnte Stickerie hat der Bazar d. J. auf Seite 302 mit Abbildung Nr. 38 gebracht; dieselbe dürfte sich mit wenig Mühe auch zu einem Handarbeitstischchen arrangiren lassen.
Haideröschchen aus B. Zu einem Sammetcostüm würden wir ein Leberkleid von Taffet wählen.
P. F. in F. und Dr. L. in B. Wenden Sie sich an die Wäsche- und Leinwandfabrik von Gebrüder Mosse, Berlin, Jägerstraße Nr. 47.
Langjährige Abonnentin aus D. bei B. Man trägt vorzugsweise Leberkleider, sogenannte Cafaquees oder Polonaises, Taille und Tunika im Zusammenhange geschnitten. Abb. Nr. 54 auf Seite 192 des Bazar d. J.
Treue Liebe. Derartige Wollenreste eignen sich vortreflich zur Anfertigung eines gestrickten Teppichs für Schlaf- und Wohnzimmer. Man schneidet die vorhandenen Reste in gleichmäßige etwa 6 Cent. lange Fäden, und strickt mit starkem grauem Garn oder mit weißer Strickbaumwolle und Stahl- oder feinem Holzadeln in hin- und zurückgehenden Touren ganz rechts einen erforderlich großen Fond, wobei die bunten Fäden in beliebiger Farbenwahl mit beifügt werden; man strickt hierzu in jeder zweitfolgenden Tour, je nachdem man das Gewebe mehr oder weniger dick zu haben wünscht, bei jeder oder bei jeder zweitfolgenden Masche einen Wollenfaden (bei Bephyrmoße zwei Fäden) derartig mit ein, daß die beiden Hälften des Fadens gleich lang herabhängen. Strickt man nur bei jeder zweitfolgenden Masche Fäden ein, so müssen sie verlegt übereinander treffen. Nach Vollenbung der Strickarbeit werden die Fäden gleichmäßig beschnitten.
Junge Abonnentin des Bazar. Farbige Schärpen.
N. N. R. Wir können Ihnen eine solche Tabelle nicht empfehlen. Ausführliche Anleitung zum Schneidern gibt „Die neueste Schule der Damenschneiderei“ von H. Klemm in Dresden.
A. A. in M. Wollen Sie sich um Beschaffung des betreffenden Musters an die Tapiserie-Manufaktur von C. A. König, Berlin, Jägerstraße 43, oder von D. Krapppe, Berlin, Leipzigerstraße 129, wenden.
Karoline K. F. Fertigen Sie die Statedeile von weißem Tuch oder Flanell, verzieren Sie dieselbe am Außenrande mit mehreren Reihen blauschwarzer Mattkette und in einer Ecke mit der in Plattstichstickerei ausgeführten Namensschiffre nebst Krone oder Wappen.
W. K. in S. Gewiß dürfen auch junge Mädchen Morgenhauben tragen. Abbildung Nr. 96—102 auf Seite 256 des Bazar von 1872. Schube und Stiefelsetten ohne Backleberappen.
Fray M. Z. Unterkleid von braunem Sammet oder Seidenstoff.



Moderne Armbänder.

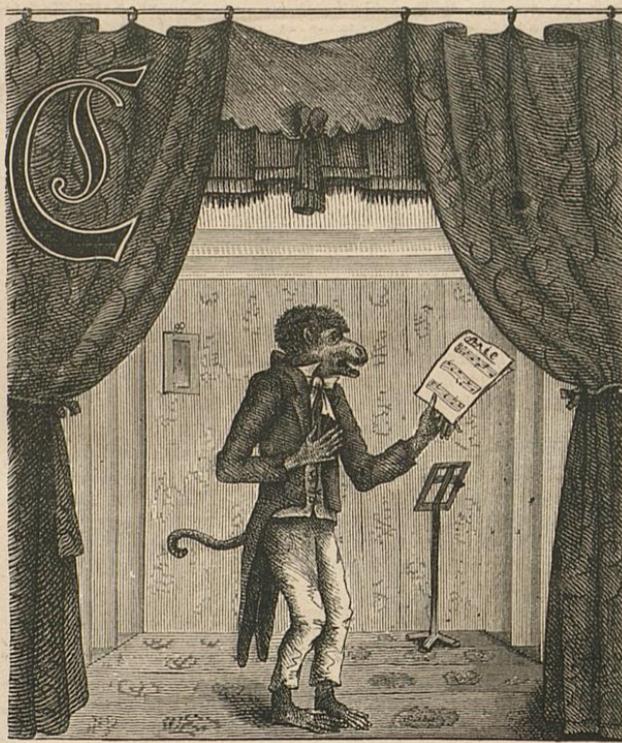
Auflösung des Rebus Seite 328.

„Die Wage gleicht der großen Welt, das Leichte steigt, das Schwere fällt.“

Räthsel.

Die beiden Ersten sind — das übersehe gleich! — Ein Fall vom Worte Fall, die Dritte nennt im Reich Der Vögel den, der als ihr König gilt. So ist Das Ganz' ein Vogel auch, und von den Vögeln mißt Nicht wohl ein andrer sich mit ihm bezüglich dessen, Wozu den Maßstab nur man braucht, um es zu messen. Doch was den Geist betrifft, so will man ihn nicht loben; Vom Boden sicher hat er hoch sich nie erhoben.

Rebus.



- Nachtshatten. Garniren Sie das blaue Seidenkleid mit Bolants oder Rüschen von gleichfarbigem Tüll oder Tarlatan, von Crêpe, Gaze oder dergl. Haarfrisuren nächstens!
Mama's liebe Tochter. Die erwähnte Toilette ist ganz zweckentsprechend.
Undine. Da man neuerdings die Hüte wieder sehr weit von der Stirn zurück trägt, so wird dadurch der Hinterkopf etwas mehr bedeckt. Ein Winterhut für eine ältere Dame kann indeß noch durch einen neßförmigen Theil von Sammet oder Seide vervollständigt werden.
C. H. in F. Eine Tunika ohne Taille von gleichem Stoff ist nicht modern. Vieber tragen Sie das Kleid ohne Tunika.
Jhullisches Landleben. Eine Hängematte wird am besten aus starkem weichen Segel- oder Mattenstoff hergestellt. Wenn Sie dieselbe jedoch in Filz- oder Negarbeit ausführen wollen, so wählen Sie dazu mittelstarke graue oder farbige Anschnur. Der länglich viereckige Theil wird an den Quereiten in dicke Falten zusammengezogen und mit Metallringen versehen, mittelst welcher man die Hängematte an den betreffenden Wandhaken befestigt.
Münchener Kindl. Sie finden Ihre Fragen durch die Abbildungen des Bazar beantwortet.
Oekonomische Hausfrau. Wählen Sie einen der Mäntel, welche auf Seite 300 des Bazar d. J. erschienen sind.
Verheererin des Bazar. Besten Sie den Tüll auf eine Unterlage, auf welcher das Dessin vorgezeichnet ist.
A. K. in B. Sie können die Bettdecke mit einer gehäkelten oder gestrickten Franze oder Spitze verzieren, wie solche der Bazar so häufig bringt.

Anhänglichste Abonnentin. Tragen Sie ein glattes langes Schlepplleid mit hoher, vorn herzförmig oder rund ausgechnittener Schoßtaille. Chemisette und Ärmel von Spitze. Einen Orangenweig oder eine weiße Blume im Haar.
Clife in N. — A. v. R. Bergen. — Abonnentin im frank. Walde. — Langjährige Abonnentin C. Z. — S. M. in F. — Zwei langjährige Abonnentinnen in G. Ihre Wünsche sollen sobald als thunlich erfüllt werden.
Sirena B. in F. Uns ist die Sitte, schwarzseidene Hemden zur Trauer zu tragen, nicht bekannt. Allenfalls dürften weiße Hemden mit schwarzer Einfassung gebräuchlich sein. Wenden Sie sich dieserhalb an eine Fabrik fertiger Leib-

- wäsche in der Ihnen nächstbefindlichen Residenz.
Langjährige Abonnentin in N. Wir bedauern, Ihnen das gewünschte Stickeriedessin wegen Mangels an Raum nicht bringen zu können; wenden Sie sich an ein größeres Tapiseriemaaeren-Geschäft.
Eine Sechszehnjährige aus A. Dr. Spitzer's Sommerprossenpomade und Waschwasser für die Haut ist uns nicht bekannt.
Unerfahrene junge Frau. Frisiergeschmuck entfernt man von polirten Möbeln, ohne die Politur zu beschädigen, durch Abwischen mittelst eines lauwarmen Abwipes von Seifenwurzöl oder Quillagarabade.
N. P. in D. Ein gutes Mittel, um sicher Leberflecke zu vertreiben, ist uns leider nicht bekannt.
Hedwig C. in Braunschweig. Die zerbrochenen werthvollen Tassen sowie den Spiegel wollen Sie zur Reparatur an die Kunst- und Antiquitäten-Handlung von Max Schulz, Berlin, Behrenstraße Nr. 21, senden.
Abonnentin aus Schweden. Weiße Hutfedern wäscht man folgendermaßen: Zerleinerte venetianische Seife wird mit weichem Wasser in einem emaillirten Topfe 1/4 Stunde lang gelocht und mittelst eines Schaumbesens zu Schaum gerührt. Mit diesem Seifenschaum seudtet man die Federn stark an, zieht sie zwischen den Fingern hindurch und spült die Seife in lauwarmem Wasser ab. Man drückt dann das Wasser mit der Hand leicht aus, legt die Federn zwischen zwei leinene Tücher, schlägt hierauf mit der flachen Hand das Wasser davon ab und zapft sie aus. Dann breitet man glühende Kohlen auf einem Herde unter einer gut ziehenden Esse etwas weit auseinander, streut gestohlenen Schwefel darauf und saßt die Federn an beiden Enden, hält sie etwas hoch über den Schwefelbampf, schüttelt sie oft durcheinander und fährt damit fort, bis sie trocken sind, wodurch die Federn wieder kraus werden und ihre schöne weiße Farbe zurückerhalten. Zuletzt hängt man sie zum völligen Austrocknen an einem warmen Orte auf. Um geknickte Federn wieder zu streifen, taucht man sie einen Augenblick in todend heißes Wasser und dann in eiskaltes Wasser, wodurch sofort die geknickten Stellen verschwinden.
Langjährige Abonnentin des Bazar. Das verkehrt eingesezte Theil des Sammetpaletots muß durch einen neuen ersetzt werden. — Wärmer tödtet man in Blumentöpfen durch Begießen derselben mit einer Abkochung von Tabakblättern.
Eine praktische zwanzigjährige Hausfrau. Da es Ihnen jedenfalls an einem Reibstein oder einer Farbenmühle fehlen dürfte, rathen wir Ihnen, zur Anfertigung von Fußbodenfarben die gegenwärtig auch in kleinen Städten käuflichen fertigen Oelfarben zu kaufen und diese mit einer Mischung aus 1 Theil Siccativ und 9 Theilen Leinölfirnis so weit zu verdünnen, daß die Farbe die Consistenz eines Syrrups zeigt und sich mit einem Pinsel verstreichen läßt. Der Fußboden muß mit dieser Farbe zweimal angestrichen, der zweite Anstrich erst dann vorgenommen werden, nachdem der erste so weit trocken geworden, daß er bei der Berührung mit dem Finger keine Farbe mehr an diesen abgibt.
Langjährige Abonnentin in Kaslat. Eine Vorschrift zur Bereitung einer Bohnerwische finden Sie Seite 116 des Bazar dieses Jahrs.
S. B. in A. Das uns zur Untersuchung eingeschickte Haarfärbemittel „Haar-Restorer“ aus der Apotheke zum Einhorn in Cleve von H. Praderer enthält ein Bleisalz; vor der Anwendung desselben seien Sie also gewarnt.
Eine langjährige Abonnentin. Präparirter Talkstein wird von der Haut nicht absorhirt und ist völlig unschädlich auch bei längerem Gebrauch, so daß er nur in sofern nachtheilig werden kann, daß er die Hautporen mechanisch verstopft. — Ein wässriger Saffrananzug würde die Haut gelb färben, ohne eine andere Wirkung, als diese auszuüben. — In Betreff des kleinen Uebels wenden Sie sich gefälligst an einen Arzt.
L. W. in W. Wagenlaternen mit Petroleumlampe erhalten Sie in der Lampenfabrik von Wild und Wessel, Berlin, Brinzenstr. 20.
Estheth. 1) Für die im Allgemeinen als „unreinen Teint“ bezeichnete Gesichtshaut ist der Gebrauch von Schwefelampferleite empfehlenswerth. Bedenken Sie aber, daß dem unreinen Teint so sehr verschiedene Ursachen zu Grunde liegen können, daß auch ein sonst in vielen Fällen wirksames äußerliches Mittel in andern Fällen völlig im Stiche lassen kann. — 2) Ob abgeschliffene Braunen völlig wieder nachzuwaschen, können wir nicht wissen, das wird bei verschiedenen Personen eben verschieden sein. 3) Besen Sie Professor Vogel's Broschüre: Corpulenz, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. (Leipzig, L. Denike's Verlag.)
Abonnentin in Wien. Da die Ursachen des Ausfallens der Haare sehr verschiedene sind, können auch die dabei angewendeten Mittel nicht dieselben sein. — Ein sehr gutes Zahnpulver besteht aus 8 Theilen künstlich gefälltem kohlensaurem Kalk und 1 Theil gepulverter medicinischer Seife.
17jähr. Profa. Das Kummerfeld'sche Waschwasser kann ganz ohne Schaden unverdünnt angewendet werden.
A. W. in A. Waschungen des verbrannten Teints mit Wollfen sind ein altes beliebtes Mittel; ob dieses Mittel, welches im Uebrigen völlig unschädlich ist, eine besondere Wirkung äußert, wenn man sich nicht gleichzeitig gegen die Einwirkungen von Luft und Sonne abzuschließen vermag, möchten wir indeß bezweifeln.
A. W. Danzig. Die gelbe Farbe des Biquets wird wahrscheinlich ächt sein — Sie können dies an einer nicht auffallenden Stelle vorher mit dem Mittel probiren — und so werden Sie die Rothweinflecke, nach vorherigem Einweichen des Stoffes in Wasser, leicht durch Chlorwasser entfernen können, oder auch durch Anfeuchten der Flecke mit einer starken Lösung von unterirdischgelbem Natron und nachherigem Bestreuen der Stellen mit gepulvertem Weissteinpulver.
F. B. 3. Vafel. Lassen sich die aufgedruckten Farben durch Reiben und Waschen des Zeugens mit Wasser herunterbringen, so gibt es eben keine Waschmethode, welche die Farben unverletzt läßt.
Treue Verehrerin des Bazar in Obersachsen. Die Kunstfärberei von Klinkmann, Berlin, Brüderstraße 24, nimmt auch unzertrennte Kleidungsstücke zum Anfärben an.
F. A. S. Dr. Kent's Bectorin ist ein unschuldig Mittel gegen Verkleimungen des Halses und besteht aus 1 Theil Chocolade, 2 Theilen Gummiarabicum und 4 Theilen Zucker. Früher fand man es zusammengepreßt aus 60 Theilen Zuckerpulver, 30 Theilen Gummiarabicum und 1 Theil Anisöl. Einen besondern Werth dürfen solche Compositionen natürlich nicht beanspruchen.
Nofa aus Obersteirn. Ja, das Haarbleichwasser (verdünntes Wasserstoff-superoxyd) ist ganz unschädlich. Im Uebrigen müssen wir Sie an einen Arzt verweisen.
Nofa v. L. Uns ist kein unschädliches Mittel bekannt, welches das Wiedermachen des Haares völlig verhindert.
S. W. in Frankfurt a. M. F. C. F. Schwarze, Postleferant, Berlin, Leipzigerstraße 112.
W. E. in Lissa. Wir rathen Ihnen zur Anschaffung der letzten Jahrgänge des Centralblattes für die Papierfabrikation (Dresden), sowie des Wertes von Prof. Dr. Exner: Die Tapeten- und Buntpapier-Industrie für Fabriken etc. (Boigt in Weimar, 1869).
Abonnentin in Stockholm. Lassen Sie sich in einer dortigen Apotheke das unschädliche Enthaarungsmittel „Calciumsulphhydrat“ darstellen, und zwar nach folgender Methode: 30 Theile frisch gebranntes Kaltes werden mit 12 bis 14 Theilen warmen Wassers gelöst, dem zerfallenen Kalte 60 Theile oder so viel Wasser zugefügt, daß ein Brei entsteht. In diesen Brei leitet man nun so lange einen Strom von Schwefelwasserstoffgas, bis der Kalte nichts mehr von demselben aufnehmen vermag.
A. L. in L. Es ist eine leider nur zu begründete Furcht, daß das Papier einer großen Zahl der in den letzten Jahren gebruderten Werke in kürzerer Zeit bergilben wird, als das der Bücher früherer Jahre. Alle Papiere nämlich, welche eine auch nur etwas erhebliche Menge Holzstoff enthalten, färben sich am Licht gelb, eine Färbung, die man durch die gewöhnlichen Weichmittel nicht forbringen kann. Hat die gelbe Färbung im vorliegenden Falle indeß einen andern Grund, so werden Sie die Flecke durch Weinseln mit Chlorwasser herausschaffen können. Machen Sie zuerst einen Versuch an einer wenig auffallenden Stelle.
N. S. Breslau. Der au. Essiggenerator soll sich, nach der Versicherung eines Fachmannes, in der Praxis nicht bewährt haben.
Langjährige Abonnentin. Man besudtet die Rückseite des gebrüchten Sammet gleichmäßig und mit z. stark und zieht sie dann über ein heißes Plättchen, wodurch sich die einzelnen Fasern wieder aufrichten.
A. v. B. Bestreuen mit feinem persischen Insectenpulver und Bekleben der Mauer- und Diebenthrigen.